



China in unseren Köpfen

Ein Symposium zum 100. Geburtstag des Sinologen Wolfgang Franke

4./5. Oktober 2012
Veranstaltungszentrum, Saal 3

Ruhr-Universität Bochum
Fakultät für Ostasienwissenschaften
Sektion für Geschichte und Philosophie Chinas

Die Tagung wurde von der Fritz-Thyssen-Stiftung gefördert



Inhalt

Vorwort	2
Programm	3
Ausgewählte Referate	4
<i>Peter Franke: Wolfgang Frankes 100. Geburtstag: China in unseren Köpfen – nicht nur Mao oder Konfuzius</i>	5
<i>Christine Moll-Murata: Wolfgang Franke als China-historiker und Sinologe</i>	9
<i>Felix Siegmund: Wolfgang Franke und seine Bedeutung für die Militärgeschichte</i>	16
<i>Heiner Roetz: Chinesische Moderne oder Moderne in China? Überlegungen zu Wolfgang Franke und Oskar Negt</i>	19
<i>Helmut Janus: Chinabilder, Erwartungen und Strategien deutscher Unternehmen seit Beginn der Öffnungs- und Reformpolitik</i>	31
Impressum	42

Vorwort

In das Jahr 2012 fällt zusammen mit dem 100. Geburtstag der chinesischen Republik auch der 100. Geburtstag Wolfgang Frankes (1912-2007), der zu den bedeutendsten Vertretern der deutschen Sinologie der Nachkriegszeit zählt und von 1950 bis 1977 an der Universität Hamburg lehrte. Zugleich jährt sich zum 50. Mal das Erscheinen von Frankes Buch *China und das Abendland*, das den Versuch unternahm, „eine Reihe von Problemen, die Chinas Beziehungen zum Westen beeinflussen und zum großen Teil noch heute maßgeblich beeinflussen, in ihrer historischen Entwicklung aufzuzeigen.“ Ein maßgeblicher Teil dieser Problemgeschichte sind für Franke „die objektiven Kenntnisse und die subjektiven Vorstellungen, die man in China und im Abendland voneinander hatte.“ Sie „bestimmen weitgehend das Verhalten zueinander und sind auch heute für die wechselseitigen Beziehungen von entscheidender Bedeutung.“

Die Wirksamkeit von Bildern, die sich China und der Westen voneinander machen, hat gerade heute, wo China in einer neuen Weise das Verhältnis von Ost und West und damit die Weltpolitik mitbestimmt, nicht nachgelassen. Zudem verschieben sich die Maßstäbe des Verstehens und des Verständnisses selbst aufgrund der globalen ökonomischen und politischen Verlagerungen. Dies vor allem unter Verweis auf die Herausbildung einer – so die Annahme – eigenständigen ostasiatischen Moderne.

Das klassische Modell der Moderne als universale Verwirklichung des Prinzips der „freien Subjektivität“ konkurriert heute mit dem Gegenmodell eines Plurals „multipler“, kulturspezifischer „Modernen“, darunter an erster Stelle die chinesische, die eigene Wertsysteme jenseits der „westlichen“ Trias von Freiheit, Demokratie und Menschenrechten beanspruchen. Auch die Anforderungen und normativen Implikationen an das wechselseitige Verstehen von Kulturen würden sich hiermit ändern. Das neue Paradigma findet sowohl im Westen als auch in China selbst seine Anhänger. Es ist der jüngste Ausdruck der eigentümlichen, spannungsgeladenen Verschränkung der Erfahrungen und Theoriebildungen, die die Selbst- und Fremdwahrnehmung im Westen wie in China seit langem kennzeichnen.

Hiermit ergibt sich ein Problemfeld, in dem Wolfgang Frankes Mahnung, die „ausschließlich auf die eigene Welt und deren Maßstäbe ausgerichtete überkommene Denkweise“ seien einer Revision zu unterziehen, neu zu überdenken und ihrerseits als Moment der ost-westlichen Verständigungsgeschichte zu begreifen ist. Das Jubiläum seines Buches soll ein Anlass sein, das Werk Wolfgang Frankes zu würdigen und die neue Situation im Vergleich zur damaligen aus verschiedenen disziplinären Perspektiven zu beleuchten.

Programm

Donnerstag, 4.10.2012

- 14.00 **Eröffnung**
Peter Franke, Heiner Roetz
- 14.15 Vorsitz: *Heiner Roetz*
Wolfgang Franke als Chinahistoriker und Sinologe
Christine Moll-Murata (Bochum)
Felix Siegmund (Bochum)
- 15.45 Pause
- 16.15 Vorsitz: *Christine Moll-Murata*
China und der europäische Mythos der Moderne
Oskar Negt (Hannover)
- 17.30 **Moderne in China oder chinesische Moderne?**
Heiner Roetz (Bochum)
- 19.00 Abendessen

Freitag, 5.10.2012

- 9.15 Vorsitz: *Monika Übelhör*
In Erwartung Chinas – Weltgedanken. Sinologische Paradigmen im 20. Jahrhundert
Peter Kuhfus (Tübingen)
- 10.25 Pause
- 10.40 **China und die Ordnung der Lebenswissenschaften**
Ole Döring (Berlin)
- 11.50 **Wunsch und Wirklichkeit: Die „moderne“ Familie in der chinesischen Gegenwartsliteratur**
Eva Müller (Berlin)
- 13.00 Mittagspause
- 14.15 **China und die Zukunft der Demokratie**
Jörn-Carsten Gottwald (Bochum)
- 15.30 Pause
- 15.45 **Chinabilder, Erwartungen und Strategien deutscher Unternehmen seit Beginn der Öffnungs- und Reformpolitik**
Helmut Janus (Essen)
- 17.00 **Abschlussdiskussion**
- 18.00 Ende der Veranstaltung

Ausgewählte Referate

Wolfgang Frankes 100. Geburtstag – China in unseren Köpfen – (nicht nur Mao oder Konfuzius)

Peter Franke

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich freue mich, Sie zu diesem Symposium „*China in unseren Köpfen (..... nicht nur Mao oder Konfuzius)*“ anlässlich des 100. Todesjahres meines Vaters, Wolfgang Franke, begrüßen zu können. Ich danke Herrn Prof. Roetz und seiner Kollegin, Frau Dr. Moll-Murata, von der Sektion Geschichte und Philosophie Chinas der Fakultät Ostasienwissenschaften an der Ruhr-Universität Bochum, dieses Symposium ermöglicht zu haben. Ebenso danke ich Frau Prof. Übelhör, Herrn Dr. Vierheller und Herrn Prof. Zeuner, dass sie diese Initiative unterstützt haben. Leider können beide zuletzt genannten nicht anwesend sein.

Ich sehe unter Ihnen einige seiner ehemaligen Schülerinnen und Schüler und Kolleginnen und Kollegen, aber auch viele, die keinen weiteren Bezug zu meinem Vater haben. Sie interessiert vor allem das Thema dieses Symposiums, welches für meinen Vater ein zentrales Anliegen war: Das Verstehen der Geschichte und Gegenwart Chinas im Nachkriegs-Deutschland.

Mein Vater kehrte nach 14 Jahren Aufenthalt in China 1950 nach Deutschland zurück und war mit einer klischeehaften Vorstellung bzw. völligen Unkenntnis von China nicht nur in der Öffentlichkeit, sondern auch unter großen Teilen der Wissenschaftler konfrontiert. China stand schon fast sprichwörtlich für etwas, was nicht verstanden werden konnte, wenn damals gesagt wurde, etwas kommt einem chinesisches vor. Diesen Klischees versuchte er damals mit drei deutschsprachigen Büchern zu begegnen

- 1957: „*Chinas kulturelle Revolution – Die Bewegung vom 4. Mai 1919*“,
- 1958: „*Das Jahrhundert der Chinesischen Revolution 1951-1949*“

und vor 50 Jahren

- 1962: „*China und das Abendland*“

aus dem wir in der Einladung zu diesem Symposium zitiert haben.

Gemeinsam mit seinem ersten Promovenden (1953) und späteren Kollegen Tilemann Grimm (erster Professor für chinesische Geschichte an der RUB) schrieb er 1961 den geschichtlichen Überblick zu China in den „*Informationen zur Politischen Bildung*“ der gleichnamigen Bundeszentrale für die allgemeine Öffentlichkeit. Schließlich begleitete er als Sinologe 1972 den damaligen westdeutschen Außenminister Walter Scheel auf seiner ersten Reise in die VR China zur Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit der Bundesrepublik Deutschland. Auch mit der Herausgabe des umfangreichen *China-Handbuches* 1974, die aus Kreisen der Stiftung Volkswagenwerk bereits 1966 ihm angetragen wurde, wollte er zu einer besseren Kenntnis der chinesischen Gegebenheiten beitragen, wohl wissend, *dass es nur den Anfang eines langen Weges zu einem besseren Verständnis zwischen Abendland und China¹* bildet. (Alle genannten Titel liegen zur Ansicht dort auf dem Büchertisch aus.)

Das China im Kopfe meines Vaters war geprägt durch seine 14 Jahre im Land, vor allem in Peking während großer Umbruchzeiten:

- der Ausbruch des Krieges mit Japan 1937,
- die japanische Besetzung großer Teile Chinas,
- der Abzug der Japaner mit Kriegsende 1945,
- (dazwischen zwei Jahre in Chengdu in der nordwestlichen Provinz Sichuan 1946-48)
- und schließlich 1949 die „Befreiung“ Chinas mit Übernahme der Staatsmacht durch die Kommunistische Partei Chinas.

Durch seine Heirat mit einer Chinesin 1945 hat er sich auch auf ein Leben eingelassen, dass sich sehr von einem eher großbürgerlich norddeutschen Haushalt unterschied. Sein Vater Otto Franke war ehemals Kolonialbeamter in China und später einer der ersten Sinologen Deutschlands und so wuchs Wolfgang Franke mit chinesischen Möbeln, Porzellan, Kleinkunst-Erzeugnissen und Büchern aus dem 19. Jahrhundert auf, die ans chinesische Kaiserreich und die deutsche Kolonialzeit vor dem ersten Weltkrieg erinnerten.

Meine Mutter, Hu Chünyin, war die älteste von sieben Töchtern eines Regierungsbeamten, der zu einer Militärbeamten-Großfamilie in der Provinz Anhui im Kaiserreich gehörte und

selber von 1912-1914 über ein Jahr in Deutschland verbracht hatte. Als General hatte der ältere Bruder ihres Vaters, das Familienoberhaupt, in den Jahren nach dem Sturz des Kaisers und der Gründung der Republik 1912 in den politischen Wirren eine Rolle gespielt, war aber dann wohl auf der Verliererseite und zog von Anhui ins „politische Asyl“ nach Tianjin.

Dort verbrachte meine Mutter einen großen Teil ihrer Kindheit und Jugend, besuchte die Grundschule und gegen den Widerstand ihres Onkels als bestimmendes Familienoberhaupt, eine höhere Schule. Anschließend studierte sie an der Universität Nankai in Tianjin Pädagogik, Psychologie und Philosophie.

Sie war eine moderne Frau ganz im Geiste der „kulturellen“ Revolution der 4. Mai Bewegung von 1919: emanzipiert, kritisch gegenüber der Tradition, insbesondere was die Rolle der Frau anging, und aufgeschlossen für die intellektuellen Einflüsse aus Europa und den USA.

Warum erwähne ich das hier, wo es doch um meinen Vater geht?

Wir alle wissen, dass viele erfolgreiche Wissenschaftler ohne ihre Partnerinnen nicht hätten erfolgreich arbeiten können. Dabei ging es nicht nur um die psychische und physische Reproduktion, die Familie und die Kinder – kurz das alltägliche Überleben. Hu Chünyin war für meinen Vater auch ein wesentlicher Zugang zu China. Nicht nur durch seine Einbindung in und Akzeptanz durch die große chinesische Verwandtschaft bis zu seinem Tod, sondern auch durch die ständige Auseinandersetzung mit einer „modernen“ chinesischen wie auch z.T. europäisch gebildeten Frau. Sie stand ihm bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten über China immer zur Seite, half beim Interpretieren von Texten im klassischen Chinesisch, diskutierte mit ihm seine geschriebenen Texte und forderte ihn auch inhaltlich heraus. Sie war es auch, die ihn vor den Äußerlichkeiten der „chinesischen Traditionen“ im Alltagsleben und dem Spiel mit den „Beziehungen“ (*guanxi*) warnte und deutlich machen konnte, dass dahinter ganz handfeste Interessen standen. Sie stand dem „Modernen“ und sozialen Veränderungen häufig aufgeschlossener gegenüber als mein Vater. Mit ihrer Übersiedlung der Familie nach Deutschland sah sie sich als Wanderin zwischen zwei Welten, so wie vermutlich viele Menschen mit sogenanntem „migrantischen“ Hintergrund in Deutschland heute.

Das „China“ und „chinesisch sein“ auch etwas ganz anderes sein konnte, erfuhr mein Vater mit dem dreijährigem Aufenthalt als Gastprofessor für Chinesisch an der University of

Malaya in Kuala Lumpur, Malaysia von 1963-66. In diesem südostasiatischen Land war gut ein Drittel der Bevölkerung (süd-)chinesischer Abstammung, die sich auch als Chinesen verstand, aber doch in vielerlei Hinsicht anders waren, als die Chinesen, die er bisher kennengelernt hatte. Das irritierte anfänglich nicht nur meinen Vater, sondern auch meine Mutter. Beide identifizierten bis dahin „China“ mit dem für sie vertrauten Nord-China, insbesondere dem dort gesprochenen *Putonghua* und der Art zu Kochen. Die südchinesische Lebensart war ihnen erst etwas fremd.

Ich denke aber, die Begegnung mit „Auslandschinesen“ in Malaysia hat meines Vaters Chinabild erweitert und ihn auch motiviert, die Geschichte und Situation der sogenannten „Auslandschinesen“ in Südostasien zu einem seiner wissenschaftlichen Betätigungsfelder zu machen. Mit seiner Emeritierung 1977 verlagerte er einen großen Teil seiner Aktivitäten auf die Sammlung und Annotierung chinesischen epigraphischen Materials aus den Ländern Südostasiens, insbesondere Malaysia, Indonesien und Thailand.

Das bildete nun eine weitere wesentliche Facette Chinas im Kopf meines Vaters. (Die Ergebnisse dieser Arbeit können Sie bei Interesse ebenfalls einsehen.)

Mit der Rolle meines Vaters als Historiker der Ming- und Ching-Dynastie werden sich meine Nachrednerin Frau Dr. Moll-Murata und Herr Siegmund beschäftigen.

Auf eine inhaltliche, wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem China der Kulturrevolution Ende der 1960/70er Jahre und schließlich der sogenannten Öffnung Chinas der 1980er hat sich mein Vater nur sehr zurückhaltend eingelassen.

Ein Verständnis für diese Entwicklungen spielt heute in den Köpfen der sogenannten 68er Generation und denen danach eine wichtige Rolle. Geht es in China um die Weiterentwicklung des Sozialismus, um eine nachholende kapitalistische Entwicklung oder eine neue Form von asiatischer Despotie und vor allem, wie ist sie mit der weltweiten Entwicklung verknüpft?

Die offensichtliche ökonomische Bedeutung der chinesischen Volkswirtschaft für die globale Entwicklung heute haben zu einer breiten Beschäftigung mit und über China geführt, nicht mehr nur in einem exotischem Orchideenfach wie der Sinologie, so wie ich es zu meiner Studienzeit – übrigens hier in Bochum u.a. an dieser Fakultät – erfahren habe, sondern in allen Fachrichtungen.

Ich freue mich nun darauf, die Beiträge von den Referenten und Referentinnen aus verschiedenen Fachbereichen, die sonst nur wenig auf einander Bezug nehmen, zu hören und hoffe auf eine anschließende angeregte Diskussion.

Ich möchte mich auch ausdrücklich bei ihnen für ihre Anwesenheit hier bedanken nicht zuletzt auch bei Herrn Prof. Negt, dessen Bücher mich während meines Studiums der Sozialwissenschaften stark beeindruckten.

¹ *China Handbuch, Düsseldorf 1974, S. XV*

Wolfgang Franke als Ming-Historiker (Zusammenfassung)

Christine Moll-Murata

Das Leben und Wirken von Wolfgang Franke, der die deutsche Sinologie des 20. Jahrhunderts maßgeblich prägte, ist in zahlreichen Schriften belegt: In seiner zweibändigen Autobiographie *Im Banne Chinas*, in einem biographischen Abriss von Bodo Wiethoff aus Anlass von Frankes Emeritierung im Jahr 1977 und in Nachrufen von Bernd Eberstein, Brunhild Staiger und Li Xuetao. Auch die *Hamburger China-Notizen* von Hans Stumpfheldt, Frankes Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Staat und Gesellschaft Chinas an der Universität Hamburg, enthalten umfängliche biographische Informationen und Illustrationen. Diese Texte stellen Frankes Kindheit, Jugend und das Sinologiestudium in Hamburg und Berlin dar (1912-1937), sie umreißen die erste Karrierephase in Peking als Mitarbeiter und zeitweise Ordentlicher Geschäftsführer des Deutschland-Instituts in Peking sowie seine anschließende Tätigkeit als Hochschullehrer an verschiedenen chinesischen Universitäten (1937-1950), beleuchten die nachfolgende Ära von Wolfgang Frankes Wirken als Ordinarius für Sinologie an der Hamburger Universität und als führendes Mitglied des Instituts für Asienkunde (1950-1977) und seine späte Forschung und Publikationstätigkeit in Südostasien (1977-ca. 2000).

In Lehre und Forschung hat sich Franke drei Hauptrichtungen gewidmet: Der chinesischen Moderne und der Auseinandersetzung mit dem Westen, der Geschichte der Ming-Dynastie (1368-1644) und den Spuren der chinesischen Diaspora in Südostasien. Wenn hier Frankes Wirken in der Ming-Forschung etwas ausführlicher beleuchtet werden soll, so bot den Anlass hierfür ein Vortrag der Leidener Sinologin Harriet Zurndorfer an der Fakultät für Ostasienwissenschaften der Ruhr-Universität Bochum im Juni 2012. Unter dem Titel „The Drama of European Sinology--A History in Three Acts (1814 to the Present)“ ging Frau Zurndorfer, Direktorin der Society for Ming Studies, auch auf Wolfgang Franke und die Ming-Forschung in Europa ein. Insbesondere fragte sie nach dem Weitergang der Forschung zur Ming-Dynastie nach Franke.

Frankes Spezialisierung auf mingzeitliche Themen ist zum einen auf das Vermächtnis seines Vaters, des Chinahistorikers Otto Franke (1863-1946), zurückzuführen. Nachdem Otto Franke hatte seine *Geschichte des chinesischen Reiches* bis zum Ende der Yuan-Dynastie (1276-1368) abgeschlossen hatte, hoffte er, dass sein Sohn diese Forschungsrichtung

weiterführen möge.¹ Wolfgang Franke hatte bereits in Peking Materialien zur Geschichte der Ming-Dynastie gesammelt und erste Aufsätze hierzu veröffentlicht. Er erkannte aber bald, dass es unmöglich sein würde, die *Geschichte des chinesischen Reiches* in derselben Weise wie die ersten Bände fortzusetzen, die sich im Wesentlichen auf die songzeitliche Chronik *Zizhi tongjian* 資治通鑒 („Durchgehender Spiegel zur Hilfe bei der Regierung“) und die Zusammenfassung *Tongjian gangmu* 通鑒綱目 („Übersicht und wesentliche Punkte des Durchgehenden Spiegels zur Hilfe bei der Regierung“) stützten. Eine Geschichtserzählung dieser Art, in welcher die Wertungen der chinesischen Historiographie im Mittelpunkt standen, war zu Zeiten Wolfgang Frankes nicht mehr denkbar. Außerdem waren die Geschichtsquellen zur Ming-Dynastie bei weitem umfangreicher als diejenigen zu den früheren Perioden. Daher machte es sich Wolfgang Franke zur Aufgabe, die Fülle dieser Quellen zu sichten und zu ordnen. So entstand seine Bibliographie *An Introduction to the Sources of Ming History* (Kuala Lumpur u. Singapore: University of Malaya Press 1968). Auch das bibliographische Kapitel der *Cambridge History of China, Volume 7: The Ming Dynasty, 1368-1644, Part I* (hrsg. v. Frederick W. Mote und Denis Twitchett) stammt von Franke, ebenso wie mehrere Aufsätze ab 1943 zu den mingzeitlichen historiographischen Quellen, insbesondere zu den Regesten, den „Wahrhaften Aufzeichnungen der Ming“ (*Ming Shilu* 明實錄). Des Weiteren erforschte er die Taten des Yongle-Kaisers (reg. 1402-1424), die chinesischen Mongoleifeldzüge sowie das Wirken des Staatsmanns Yu Qian (1398–1457), der in einem der gefährlichsten Konflikte mit den mongolischen Herausforderern im Jahr 1449 das chinesische Heer befehligte und die feindlichen Truppen zurückschlagen konnte. Auch zum Missionar Matteo Ricci (1552-1610) legte Franke mehrere Beiträge vor. Sein Werkverzeichnis zeigt, dass er seine Forschungen zur Ming-Zeit zwar kontinuierlich betrieb², sich aber auf die Sichtung, Kategorisierung und Beschreibung der schriftlichen und epigraphischen Quellen konzentrierte. Das hauptsächliche Forschungsinteresse lag eher auf Studien zur Revolution von 1911, zur chinesischen Diaspora in Südostasien und zu Chinas Rolle in der Welt des 18.-20. Jahrhunderts. Er selbst umreißt dies für die späten 1950er Jahre

¹ O. Franke, *Erinnerungen aus zwei Welten*, S. 179 „Seine [W.F.s] Neigung hat ihn ebenso zur Geschichte hingezogen wie mich, und so mag er die Fackel, die jetzt meinen Händen entsinkt, aufnehmen und weitertragen“; Wiethoff, S. 5 mit Verweis auf W. Franke, *An Introduction to the Sources of Ming History*, S. 5; W. Franke, *Im Banne Chinas*, I, S. 118; II, S. 114.

² Wiethoff, S. 15, Fn. 65 verzeichnet Frankes Einzelstudien zur Mingzeit von 1952 bis 1977.

in seiner Autobiographie: „Die Ming-Geschichte war gegenüber gegenwartsbezogenen Themen in meiner Arbeit etwas zurückgetreten, doch vernachlässigte ich sie nicht [...]“³

Woher kommt also die Wahrnehmung von Wolfgang Franke als Ming-Historiker? Oder die scherzhafte Übertreibung, Hamburg dürfe als die dritte Hauptstadt der Ming-Dynastie gelten?⁴ Einen großen Anteil hieran dürfte Frankes stetige Förderung und Forderung des Nachwuchses sein, den er, wie seine letzte Schülerin, Frau Liew-Herres Foon Ming anlässlich unseres Symposiums „China in unseren Köpfen“ erläutert hat, mit Nachdruck zum Studium der Ming-Geschichte anhielt. Die Tabelle der Frankeschen Doktorandinnen und Doktoranden zwischen 1953 und 1982, veröffentlicht in der Ausgabe des *Oriens Extremus (OE)* zu Frankes Emeritierung, und nachgedruckt in seiner Autobiographie⁵, die noch durch die Habilitationen durch Franke oder Franke-Schüler zu ergänzen wäre, gibt hierüber Auskunft. Von den 26 Promotionen, die Wolfgang Franke zwischen 1952 und 1982 betreute, behandelten dreizehn Studien Themen zur Ming-Zeit.

1	Grimm, Tilemann 1922-2002	Dissertation: <i>Das Nei-ko der Ming-Zeit (1368-1644)</i> . 1953 . Habilitationsschrift: <i>Erziehung und Politik im konfuzianischen China der Ming-Zeit ; 1368 – 1644</i> . 1960
2	[Yoshida]-Krafft, Barbara 1927-2003	Dissertation: <i>Wang Shih-chen (1562-1590): Ein Beitrag zur Geistesgeschichte der Ming-Zeit</i> . 1955
3	Friese, Heinz 1931-1975	Dissertation: <i>Das Dienstleistungssystem der Ming-Zeit (1368-1644)</i> . 1957 Habilitationsschrift: <i>Die politische Rolle der Eunuchen in der Mingzeit</i> . 1963
4	May, Helene	Dissertation: <i>Der Tributgetreide-Transport auf dem Kaiserkanal zur Zeit der Ming-Dynastie (1368-1644)</i> . 1960

³ W. Franke, *Im Banne Chinas* II, S. 78.

⁴ Stumpfheldt, „Zur Geschichte der Abteilung für Sprache und Kultur Chinas und des Arbeitsbereichs Koreanistik“, S. 60. Um die Erhebung Hamburgs zu einer Ming-Hauptstadt aus Bochumer Sicht ins rechte Licht zu rücken: Außer Nanking und Peking käme eher der Kreisstadt Fengyang in Anhui der Anspruch auf den Titel einer dritten Hauptstadt zu, da der Dynastiegründer Zhu Yuanzhang hier an seinem Geburtsort eine „mittlere Hauptstadt“ (Zhongdu) zu errichten plante. Das Unterfangen wurde aber –auch wegen der im Vergleich zu Hamburg wenig verkehrsgünstigen Lage – verworfen. Auch später in der Mingzeit (1522) wurde eine weitere kaiserliche Geburtsstadt, Anlu, zur „Blühenden Hauptstadt“ (Xingdu) ernannt. Hamburg könnte demzufolge nach Peking, Nanking, Fengyang und Anlu nicht den dritten, sondern bestenfalls den fünften Platz belegen (vgl. Edward L. Farmer, *Early Ming Government: The Evolution of Dual Capitals*. Cambridge, Mass. 1976. S. 176-177). Dagegen verfügt die Bochumer Ruhr-Universität mit ihrer Gebäuden für Medizin-, Ingenieur-, Natur- und Geisteswissenschaften über einen subtilen, dem Wissenden jedoch sehr einleuchtenden Bezug zur Mingdynastie, wie Tilemann Grimm nach seiner Berufung an die Ruhr-Universität bemerkte (Stumpfheldt, „Zum Gedenken an Tilemann Grimm“).

⁵ „Liste der Schüler Wolfgang Frankes“, *Oriens Extremus* 24 (1977), S. 37-38. Wolfgang Franke, *Im Banne Chinas*, II, 218-220.

5	Wiethoff, Bodo	Dissertation: <i>Die chinesische Seeverbotspolitik und der private Überseehandel von 1368-1567</i> . 1962 Habilitationsschrift (Bochum, bei Grimm): <i>Chinas dritte Grenze. Der traditionelle chinesische Staat und der küstennahe Seeraum</i> . 1969
6	Vierheller, Ernstjoachim	Dissertation: <i>Nation und Elite im Denken von Wang Fu-chih</i> . 1967
7	Übelhör, Monika	Dissertation: <i>Hsü Kuang-ch'i (1562-1633) und seine Einstellung zum Christentum</i> . 1968 Habilitationsschrift (Tübingen, bei Grimm): <i>Wang Gen (1483 - 1541) und seine Lehre : eine kritische Position im späten Konfuzianismus</i> . 1982
8	Eberstein, Bernd	Dissertation: <i>Bergbau und Bergarbeiter zur Ming-Zeit (1368-1644)</i> . 1973
9	Shang, Lilly	Dissertation: <i>Die vier Träume des T'ang Hsien-tsu / The four dreams of T'ang Hsien-Tsu</i> . 1974
10	Yen, Maria	Dissertation: <i>The Philosophy of Education of Pai-sha Tzu (1428-1500)</i> . 1975
11	Mixius, Andreas	Dissertation: <i>'Nu-pien' und die 'Nu-p'u' von Kiangnan. Aufstände Abhängiger und Unfreier in Südchina 1644/45</i> . 1979
12	Liew-Herres, Foon Ming	Dissertation: <i>Tuntian Farming of the Ming Dynasty (1368-1644)</i> . 1982 Habilitationsschrift: <i>The treatises on military affairs of the Ming dynastic history (1368-1644): An annotated translation</i> . 1995
13	Petzinna, Sabine	Dissertation: <i>Huian, ein chinesischer Kreis im 16. Jahrhundert, dargestellt an den Aufzeichnungen des Magistrats Ye Chunji</i> . 1982 .

Wie dieser Überblick zeigt, waren es Themen zu mingzeitlichen Institutionen der Zentralregierung, zur Geistesgeschichte, zu Verwaltungsmethoden, zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, zum Theater und zur Lokalgeschichte. Einige dieser Studien und Forschungsfelder wurden ausgebaut und erlangten internationale Anerkennung, und mehrere Schüler Frankes wirkten in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts als Hochschullehrer an deutschen Universitäten, vier davon auf sinologischen Lehrstühlen in Bochum (Grimm und Wiethoff), Tübingen (Grimm), Marburg (Übelhör) und Erlangen (Frieze).

Es ist also vor allem auch die Forschung der Schülergeneration, welche die deutsche Ming-Forschung nachhaltig beeinflusste und international rezipiert wurde. Zwar kann heutzutage weder Hamburg noch ein anderes sinologisches Forschungszentrum in Deutschland und im deutschsprachigen Ausland als eindeutig spezialisiert für die Ming-Zeit gelten, und entsprechende Untersuchungen der letzten zehn⁶ Jahre gehen nicht mehr direkt

⁶ So beispielsweise die Monographien von Dagmar Schäfer und Dieter Kuhn, *Weaving an economic pattern in Ming times* (Heidelberg 2002), Ralph Kauz, *Politik und Handel zwischen Ming und Timuriden* (Wiesbaden 2005), Kai Filipiak, *Krieg, Staat und Militär in der Ming-Zeit* (Wiesbaden 2008), Iso Kern, *Das Wichtigste im Leben: Wang Yangming (1472 - 1529) und seine Nachfolger über die "Verwirklichung des ursprünglichen Wissens"* (Basel 2010) und Dagmar Schäfer, *The crafting of the 10,000 things: knowledge and technology in seventeenth-century China* (Chicago 2011).

oder indirekt auf Wolfgang Franke zurück. Betrachtet man aber die sinologische Forschung von der Nachkriegszeit bis heute in Deutschland, in der Schweiz und Österreich, so dürfte von den Sinologinnen und Sinologen, die eine oder mehrere Monographien, meist ihre akademischen Qualifikationsarbeiten, Themen zur Ming-Dynastie widmeten, nicht ganz die Hälfte direkt von Wolfgang Franke oder seinen Schülerinnen und Schülern angeleitet worden sein. Dabei stehen institutionengeschichtliche Themen im Vordergrund. Literaturwissenschaftliche Studien sind weniger häufig vertreten als diejenigen, die insbesondere aus der Münchener Sinologie um Wolfgang Bauer und seiner Schüler hervorgingen.

Ein Strang unter diesen Studien zu den Verwaltungs- und Wirtschaftsinstitutionen hat besondere Bedeutung für die Arbeitsgeschichte. Gut rezipiert und auch in der englischsprachigen Fachwelt benutzt sind die Arbeiten von Friese, Eberstein und auch Mixius. Eberhard Frieses Arbeit zu den Fron- und Militärdienstverpflichtungen identifizierte in großer Klarheit das Prinzip, dass die Leistungen, die der Staat von seinen Untertanen einforderte, zu Beginn als eine Art Frondienst geleistet werden mussten, gegen Ende der Dynastie zu aber in Geld oder Naturalien entgolten werden konnten, und wies nach, dass ähnliche Tendenzen auch in früheren Epochen zu beobachten sind. Die Arbeit von Eberstein über den Kohlebergbau in China ist grundlegend für alle späteren Forschungen zu diesem bisher vernachlässigten Thema geworden; sie eröffnet für vergleichende Ansätze zum Bergbau beispielsweise in den europäischen Kohleabbaugebieten eine Fülle von Vergleichsmöglichkeiten, gerade auch zum Thema der Arbeitsverhältnisse in den Bergwerken. Mixius' Dissertation zu den Aufständen von Hörigen in Südchina während des Übergangs von der Ming- zur Qingdynastie lenkt den Blick auf einen kürzeren Zeitraum, aber in den wirtschaftlich bedeutendsten Regionen. Die Studie erläutert die komplexen Zusammenhänge zwischen dem Zusammenbruch der dynastischen Ordnung, den Landbesitz- und Knechtschaftsverhältnissen. Diese Arbeiten sind in Auseinandersetzung mit zeitgleichen chinesischen Ansätzen entstanden, die nach den „Keimen des Kapitalismus“ in der chinesischen Wirtschafts- und Sozialgeschichte suchten. Die Schüler Wolfgang Frankes teilten die Auffassungen der chinesischen Fachwelt zur Bedeutung dieses Ansatzes nicht uneingeschränkt, und es ist ihr Verdienst, die Quellen, Forschungsfragen und Ergebnisse dieser dominanten Forschungsrichtung vermittelt und kritisch gewürdigt zu haben.

Wolfgang Franke selbst nahm diese Stränge nicht auf. In *China und das Abendland* kommt der Ming-Dynastie keine souveräne oder aktive Rolle zu; China wird zu dieser Zeit vom Westen „entdeckt“, und angefangen bei den missverstandenen Salutschüssen der portugiesischen Schiffe im Hafen von Canton 1517 erklärt das Werk gegenseitiges Misstrauen und eine Missachtung, die bis in die Gegenwart charakteristisch geblieben sei.⁷ Hier, wo Chinas Verhältnis zum Abendland gerade aus chinesischer Perspektive gezeigt werden soll, erscheint China als durch den Westen erschlossen, und Frankes Auffassung nach als reagierend auf das „Verhalten des Abendlands“.⁸ In diesem Sinne sah er die Epoche der Ming als die Entstehungszeit „jener Ordnung, die schließlich mit der westlichen kollidierte“.⁹ Für die späte Ming-Zeit erscheint dies eher als teleologische Betrachtungsweise, denn die Begegnung mit dem „Westen“, also portugiesischen und holländischen Kauffahrern an der südöstlichen Küste, war für die Regierung der Ming-Dynastie allen anderen außenpolitischen Belangen gegenüber nachgeordnet.

Dies soll jedoch die Pionierleistung Frankes für die Ming-Forschung keineswegs schmälern. Es bleibt sein großes Verdienst, dass er die gedruckten Texte in beispielhafter Weise aufbereitete, und dass er in seinen späteren Jahren in Frau Liew-Herres eine Nachfolgerin fand, die dieses wichtige Nachschlagewerk ergänzen und auf den neusten Stand bringen konnte. Weil hier die Quellen nicht nur aufgelistet, sondern auch sorgfältig kommentiert und kontextualisiert sind, wird seine Ming-Bibliographie selbst in Zeiten erleichterter bibliographischer Erschließbarkeit und Zugänglichkeit das wichtigste Erbe Frankes für die internationale Ming-Forschung bleiben.

Literatur

- Eberstein, Bernd und Brunhild Staiger (Hrsg.): *China. Wege in die Welt. Festschrift für Wolfgang Franke zum 80. Geburtstag*. Institut für Asienkunde, Hamburg 1992.
- Eberstein, Bernd, „Hoch oben stand er und schaute in die Weite: Nachruf auf Wolfgang Franke, 24. Juli 1912 - 6. September 2007“, *Oriens Extremus* 46, 2007, 1-4.
- Franke, Wolfgang, *Im Banne Chinas. Autobiographie eines Sinologen*. Band 1: 1912–1950. Band 2: 1950-1998. Projekt-Verlag, Bochum 1995, 1999.
- Franke, Wolfgang, *An Introduction to the Sources of Ming History*. Kuala Lumpur: University of Malaya Press 1968.

⁷ W. Franke, *China und das Abendland*, S. 20.

⁸ W. Franke, *China und das Abendland*, S. 3.

⁹ Wiethoff, S. 15

- Franke, Otto, *Erinnerungen aus zwei Welten. Randglossen zur eigenen Lebensgeschichte*. Berlin : De Gruyter, 1954.
- Li Xuetao 李雪濤, „Qingshui yi pian guangzhao ren – Chuiyi Fu Wukang jiaoshou“ 清水一片光照人 —— 追憶傅吾康教授 (Remembering Professor Wolfgang Franke), *Hanxue yanjiu tongxun* 漢學研究通訊, 27:1 (2008), 32-40.
- Staiger, Brunhild, „The European Association of Chinese Studies (EACS) and its history: EACS Scholars in Memoriam - Wolfgang Franke“. Website des Sinologischen Seminars der Universität Heidelberg, http://www.uni-heidelberg.de/md/zo/sino/institute/staff/kampen/eacs_scholar_franke.pdf [03.09.2013].
- Stumpfeldt, Hans, „Zur Geschichte der ChinA von 1980 bis 2006: Eine Dokumentation der Hamburger Sinologischen Gesellschaft (HSG)“. Website *Hamburger China-Notizen*, <http://www.stumpfeldt.de/cg.php> [11.09.2013].
- Stumpfeldt, Hans, „Zur Geschichte der Abteilung für Sprache und Kultur Chinas und des Arbeitsbereichs Koreanistik“, in Ludwig Paul (Hrsg.), *Vom Kolonialinstitut zum Asien-Afrika-Institut: 100 Jahre Asien- und Afrikawissenschaften in Hamburg*. Gossenberg: Ostasien Verlag 2008, S. 52-80.
- Stumpfeldt, Hans, „Zum Gedenken an Tilemann Grimm (*27.2.1922 + 25.7.2002)“ Website *Hamburger China-Notizen* Nr. 27, 1. Dezember 2003, <http://www.stumpfeldt.de/hcn/hcn27/chinas.html> [11.09.2013].
- Wiethoff, Bodo, „Wolfgang Franke“, *Oriens Extremus* 24 (1977), S. 2-19.

Wolfgang Franke und seine Bedeutung für die Militärgeschichte (Zusammenfassung)

Felix Siegmund

Wolfgang Franke ist wohl nicht in erster Linie als Militärhistoriker bekannt. Vielmehr sind es seine Schriften zu Auslandschinesen, zu Greater China und eben zur Ming-Zeit, die das Bild bestimmen, das er hinterließ. Sehr deutlich wird das an der Breite, durch welche die zu Anlass seines 80. Geburtstages von einigen seiner Schüler herausgegebene Festschrift besticht, die 1992 unter dem Titel *China. Wege in die Welt* (chinesischer Titel: 走向世界) herausgegeben wurde.

Wolfgang Franke hat daneben – oder besser: mittendrin – aber auch eine größere Anzahl von Schriften hinterlassen, die für die militärgeschichtliche Beschäftigung mit China von Bedeutung sind. Dabei zeichnet sich als die Beschäftigung mit dem Problem der Mongolen in der Ming-Zeit als Schwerpunkt seiner Arbeit ab. Militärgeschichte muss als Teil des ganzen historischen Prozesses gesehen werden und nach diesem Verständnis kann Wolfgang Frankes Werk als bedeutender Beitrag zur Militärgeschichte begriffen werden.

Zum Thema der Mongolen in der Ming-Zeit verfasste er folgende Werke:

- Franke, Wolfgang (1945): Yunglo's Mongolei-Feldzüge. In: *Sinologische Arbeiten* 3: 1-54.
- Ders. (1953): Chinesische Feldzüge durch die Mongolei im frühen 15. Jahrhundert. In: *Sinologica* 3: 81-88.
- Ders. (1962): Zur Frage der Mongolen in China nach dem Sturz der Yüan-Dynastie. In: *Oriens Extremus* 9: 57-68.
- Ders. (1970): Yü Ch'ien Staatsmann und Kriegsminister. 1398-1457. In: *Monumenta Serica* 11: 87-122.

Franke verfasste auch eine Arbeit zu Kanoneninschriften, die ebenfalls von Interesse für die militärhistorische China-Forschung sind:

- Franke, Wolfgang (1987): Zu einigen chinesischen Kanonen aus dem 19. Jahrhundert in Kota Bharu, Malaysia. In: *Festschrift für Dr. Tsiang Fu-ts'ung zum 90. Geburtstag*. Taipei: 1-7.

Das Kernstück des Ming-historischen Werks von Wolfgang Franke ist zweifellos seine Bibliographie über die Quellen der Zeit. Der militärische Teil dieser Quellenkunde hat leider erhebliche Mängel, die in der Neubearbeitung der Bibliographie durch die Franke-Schülerin Foon Ming Liew-Herres – eine ausgewiesene Kennerin der Ming-Militärgeschichte, die auch ihre Dissertation bei Franke über das *tuntian*-System unter den Ming verfasst hat – beseitigt wurden. In der Tat kann man zumindest für das militärische Kapitel der Bibliographie kaum noch von einem Franke-Werk sprechen, es handelt sich vielmehr um Liew-Herres eigene Arbeit. In der überarbeiteten Fassung von Liew-Herres dürfte die Bibliographie nun die beste Übersicht über militärische Literatur der Ming-Zeit sein, die in einer westlichen Sprache zu haben ist. Einzig die Übersicht von Xu Baolin wäre zu präferieren, ist aber eben in chinesischer Sprache verfasst.

Auch weitere Schüler Frankes, zu nennen sind Bodo Wiethoff (Seeverbotspolitik der Ming), Andreas Mixius (Aufstände Unfreier in der späten Ming-Dynastie) und Kuan Yu-chien (Cao Cao), haben sich mit Themen beschäftigt, die für die Militärgeschichte wichtig sind und haben dabei teilweise bahnbrechende Ergebnisse vorgelegt. Die Hamburger *Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens* spielten dabei die Rolle des Publikationsorgans dieser Hamburger Schule, in dem die meisten dieser Arbeiten veröffentlicht wurden.

Insgesamt kann man sicher nicht sagen, dass für Militärhistoriker an Wolfgang Franke kein Weg vorbeiführt. Neuerungen auf dem Gebiet der Militärgeschichte hat er nicht eingeführt, zu Fragen, an denen allgemeine Militärhistoriker interessiert sind, hat er sich nicht geäußert. Stattdessen hat er Fragen erörtert, die auch solche Bereiche berühren, die für die Militärgeschichte von Interesse sind. Gerade hier liegt der Wert seiner Arbeit, die militärgeschichtliche Dimension der chinesischen Geschichte so zu behandeln, wie sie wohl auch behandelt werden sollte – nämlich als einen Teil des Ganzen. Als solcher darf sie nicht überbewertet werden und hat und für sich alleinstehend wenig Aussagekraft. Sie ist aber eben auch ein Teil, auf den man für ein sinnvolles Ganzes nicht verzichten kann und der keineswegs unter der Würde der Sinologie als Fach sein sollte. Die Chancen für eine weitere Beschäftigung mit Frankes Themen sind gut, denn die Forschung zu militärgeschichtlichen Themen, vor allem eben mit der Militärgeschichte der Ming-Zeit, hat in den letzten Jahren stark zugenommen. An manches, vor allem auch an die Leistungen der Franke-Schüler, kann

man heute produktiv anknüpfen und es steht zu hoffen, dass diese Möglichkeiten in Zukunft noch besser genutzt werden.

Erwähnte Literatur

- Eberstein, Bernd / Staiger, Brunhild (Hg.) (1992): *China. Wege in die Welt*. Hamburg: Institut für Asienkunde.
- Franke, Wolfgang (1968): *An Introduction to the Sources of Ming History*. Kuala Lumpur, Singapore: University of Malay Press.
- Franke, Wolfgang / Liew-Herres Foon Ming (2011): *Annotated Sources of Ming History*. Kuala Lumpur: University of Malay Press.
- Kuan Yu-chien (1978): *Cao Caos Leben und seine gegenwärtige Bewertung*. Hamburg : Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. (=Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens 70.)
- Liew, Foon Ming (1984): *Tuntian farming of the Ming Dynasty (1368-1644)* . Hamburg : Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. (=Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens 97.)
- Liew, Foon Ming (1998): *The Treatises on Military Affairs on the Ming Dynastic History (1638-1644)*. Hamburg: Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. (=Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens 129.)
- Mixius, Andreas (1980): *Nu-Pien und die Nu P'u von Kiangnan. Aufstände Abhängiger und Unfreier in Südchina 1644/45*. Hamburg : Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. (=Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens 84.)
- Wiethoff, Bodo (1963): *Die chinesische Seeverbotspolitik und der private Überseehandel, von 1369-1567*. Hamburg: Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. (=Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens 45.)
- Xu Baolin 许保林 (1990): *Zhongguo bingshu tonglan 中国兵书通览*. Beijing: Jiefangjun chubanshe 解放军出版社.

Chinesische Moderne oder Moderne in China? Überlegungen zu Wolfgang Franke und Oskar Negt

Heiner Roetz

Wolfgang Franke hat in seinem vor einem halben Jahrhundert erschienen Buch *China und das Abendland* (Göttingen 1962) im Rahmen einer Darstellung der geteilten abendländisch-chinesischen Geschichte die Frage nach dem wechselseitigen Verstehen von Kulturen aufgeworfen. Die abendländisch-chinesische Geschichte ist Franke zufolge auf beiden Seiten wesentlich eine Geschichte des durch Projektionen und Missdeutungen gebrochenen Fremd- und des sich in ihm spiegelnden Eigenverstehens. Verstehensprobleme sind keine bloß sekundären Faktoren der Geschichte; auf chinesischer Seite, so Franke, sind sie mit ausschlaggebend für das Desaster des 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Für den Westen, so warnt Franke, könnte sich etwas Ähnliches wiederholen, wenn er nicht zu einem „unvoreingenommenen Verständnis der die Entwicklung in China bestimmenden Kräfte“ sich durchringe; er werde dann der künftigen „Herausforderung“ Chinas nicht gewachsen sein (126). Das Thema ist uns bis heute erhalten geblieben – so hat nahezu zeitgleich mit der Bochumer Tagung das Goethe-Institut in Neuhardenberg ein chinesisch-westliches Gesprächsforum zum Thema „Warum wir einander nicht verstehen“ organisiert.

Franke moniert die Missachtung dessen, was heute gern als die „Werte“ Chinas bezeichnet wird (der Begriff hatte damals noch keine Konjunktur), und die umstandslose Verdrängung dieser Werte durch jene des „Westens“. Nur in der akkommodierenden Missionspraxis der Jesuiten sieht er eine Ausnahme; die spätere Zeit hingegen ist für ihn gekennzeichnet durch „zunehmende Missachtung der Chinesen und ihrer Kultur“ (50). Die Bekehrung zum Christentum, so Franke, bedeutete seither nur noch, „sich dem eigenen Volk und der eigenen Kultur zu entfremden“; selbst in seiner „äußeren Form“ wollte sich das Christentum China nicht mehr anpassen (69).

Das Muster wiederholt sich in den Wissenschaften; auch hier diagnostiziert Franke den „geistigen Imperialismus des Europäers“ (122). Ein Beispiel ist die *Chinesische Grammatik* (1881) von Georg von der Gabelentz: „Gabelentz analysierte die chinesische Sprache nicht etwa nach den ihr innewohnenden eigenen Gesetzen, sondern suchte sie in die Kategorien der lateinischen Grammatik einzuzwängen, was natürlich nicht gelingen

konnte. Genauso geschah es auf allen anderen wissenschaftlichen Gebieten. Alle Erscheinungen der chinesischen Kultur wurden nach den ausschließlich aus der abendländischen Entwicklung gewonnenen, als absolut gesetzten Maßstäben gemessen und beurteilt.“ (122)

Für die philosophische Variante dieses Verfahrens verweist Franke auf Hegel. Er zitiert die folgende Stelle aus Hegels *Vorlesungen zur Philosophie der Weltgeschichte* (Hegel, *Sämtliche Werke* Bd. IX, Ausgabe E. Lasson, Leipzig: Meiner, 1920, S. 300):

„Der Mangel des ganzen Prinzips der Chinesen liegt darin, dass bei ihnen das Moralische nicht vom Rechtlichen geschieden ist. Eine vernünftige Verfassung muss das Moralische und Rechtliche einer jeden Sphäre für sich hervorbringen. Die orientalische Eigentümlichkeit aber ist die unmittelbare Vereinigung beider Prinzipien. Sie ist vorhanden in dem sittlichen Zustande und in einem Zustande des Staates, bei dem das Sittliche noch das Regierende ist. In einem solchen Staate sind dann die Gesetze teils noch dürftig, teils betreffen sie die Sitten.“

Überraschenderweise stellt Franke diese Aussage Hegels nun keineswegs inhaltlich in Frage. Er bescheinigt Hegel vielmehr ausdrücklich die „richtige Erkenntnis des grundlegenden Sachverhaltes“. Er verwehrt sich nur dagegen, dass Hegel „die ihm nicht näher bekannte, von der abendländischen Entwicklung abweichende [Entwicklung Chinas] geringschätzig aburteil[t].“ Und er fügt hinzu: „In gleicher Weise wie Hegel die Vereinigung des moralischen und des rechtlichen Prinzips verwarf, galt diesen (den Chinesen, H.R.) die Trennung beider Prinzipien im Abendlande als unverständlich und barbarisch. Und auch heute erfährt dieser Dualismus des Westens in China wieder schärfste Verurteilung.“ (118)

Hegel setzt nun in seiner Vorlesung, von Franke nicht mehr zitiert, wie folgt fort:

„Bei freierer Reflexion scheidet sich das Sittliche von dem Rechtlichen ab. Dann beruht die Verfassung auf dem Rechte, und aus ihm gehen Gesetze hervor, während die Sittlichkeit dem Individuum überlassen wird. In den Gesetzen sollte nichts auftreten dürfen, was innerlich frei ist und sein Dasein in dem Subjekte hat. In unserm modernen Bewusstsein tragen wir die Vorstellung, dass diese Innerlichkeit an dem Menschen respektiert werden soll. Diese Forderung drückt sich in der Form der Ehre aus. Sie betrifft den unantastbaren Kreis dessen, was ich für mich bin. ... Es ist für mich eine unendliche Verletzung, wenn jemand diese Sphäre feindlich berührt. Die Ehre setzt Unantastbarkeit meines Fürmichseins voraus. Wird aber moralisch über mich regiert, so ist mein Fürmichsein

nicht respektiert, und die Ehre hat hier keinen Raum, so wenig wie die Produktionen, die aus meiner Innerlichkeit hervorgehen. Dass es in China so ist, bleibt uns noch in konkreten Zügen nachzuweisen.“

Die vom Staat anzuerkennende Trennung von Recht und Sittlichkeit und die Hereinnahme der letzteren in die „Innerlichkeit“ des Individuums in Form der Moralität ist für Hegel die Bedingung „subjektiver Freiheit“ (ebd.) bzw. freier Subjektivität, die in China fehlen soll. Das Prinzip freier Subjektivität wiederum ist nicht geringeres als das „Prinzip der neueren Welt“ (*Rechtsphilosophie* §273) bzw. der „modernen Zeit“ (ebd. §124), von der China somit ausgeschlossen ist. Hegel spricht das Subjektivitätsprinzip im obigen Zitat ebenso an wie die für die Moderne typische Trennung der Wertsphären.

Der Blick auf China – und zwar der negative, kontrastive – wird damit zum Teil der klassischen Selbstreflexion der im Westen entstehenden Moderne, wie sie Hegels Philosophie in besonderer Weise repräsentiert, und schließlich zum Teil der Frage nach der Legitimität der Moderne überhaupt. Der Diskurs der Moderne ist seither wiederholt auf China zurückgekommen, so in Max Webers berühmter Studie zu „Konfuzianismus und Taoismus“, in der Theorie der „multiplen Moderne(n)“ oder in Oskar Negts 1988 erschienenem Buch *Modernisierung im Zeichen des Drachen*. Die Moderne findet ihren Begriff, ihre historischen Wurzeln und möglicherweise ihre Korrektur, wenn nicht ihre Konkurrenz, in Auseinandersetzung mit dem „Anti-Europa“ (Leibniz) China. Diese Perspektive hat das China-Bild in „unseren“ Köpfen und das Bild der Moderne selbst entscheidend mitgeprägt. Werden nun hiermit die Konturen Chinas nahezu automatisch verzerrt, wie Wolfgang Franke anzunehmen scheint? Oder gibt es – dies wäre meine These – für die Betrachtung Chinas und seiner Geschichte gar keine Alternative zu einer Betrachtung sub specie der Moderne und in Anwendung ihrer Kategorien, wenn man das doch auch zu Recht diskreditierte Alte nicht nur einfach konservieren oder restaurieren will? Und ist dies vielleicht sogar eine Perspektive, aus der heraus man dem Alten, der Tradition wieder kritisch *gerecht* werden kann, auch dadurch, dass man den Vorwegnahmen der Moderne in ihm nachspürt? Und was wären gegebenenfalls jene Kategorien?

M. E. hat Hegel mit dem „Prinzip freier Subjektivität“ die entscheidende Orientierung gesetzt, die sehr wohl einer Qualifizierung bedarf – ich komme hierauf zurück –, hinter die man aber nicht wieder zurück kann. Was bedeutet dieses Prinzip?

1. Das Prinzip der Subjektivität auf allgemein gesellschaftlicher und kultureller Ebene: Subjektivität ist im Unterschied zur unbewegten, verharrenden Substanz, der Hegel China zuordnet, der Gegenbegriff alles Traditionellen. Eine dem Subjektivitätsprinzip verpflichtete und genau damit „moderne“ Gesellschaft orientiert sich nicht länger an Vorbildern, weil sie Vorbilder sind (dasselbe gilt für fremde Vorbilder wie das des „Westens“, weshalb die seit Ende der 20er Jahre des letzten Jahrhunderts erhobene Forderung nach „vollständiger Verwestlichung“ – *quanpan xihua* – das Subjektivitätsprinzip ebenso verfehlt wie ein radikaler Traditionalismus), sondern sie entwickelt *aus sich heraus* ihr Selbstverständnis und ihr Programm. Sie denkt in die Gegenwart und die unabgeschlossene Zukunft hinein statt nur zurück in die Vergangenheit, mit der sie nicht notwendig vollständig bricht, zu der sie sich aber in ein reflektierendes, kritisches Verhältnis setzt.

2. Das Prinzip der Subjektivität auf der Ebene des Individuums: Mit dem Prinzip der freien Subjektivität wird auch jede einzelne Person zur „Quelle und letzten Instanz“ (J. Habermas, *Die postnationale Konstellation*, Ffm: Suhrkamp, 1998, S. 199) ihrer Selbstbestimmung. Wie die Gesellschaft im Ganzen, so kann auch der einzelne nicht länger umstandslos auf die Vorgaben einer tradierten Sittlichkeit bzw. allgemeiner auf heteronome Vorgaben anderer verpflichtet werden – er wird *autonom* im umfassenden Sinne der Selbstbestimmung über das eigene Leben (nicht nur – im Sinne Kants – als *ens morale*, sondern auch, in einem nicht-ethischen Sinne und dazu in Spannung stehend, als *homo oeconomicus*).

3. Das Prinzip der Subjektivität auf der Ebene der Institutionen: Die Institutionen einer modernen Gesellschaft sind Umsetzungen des Prinzips der Subjektivität im Sinne der Punkte 1 und 2. Sie müssen also die Veränderbarkeit des konkreten „Programms“ einer Gesellschaft sicherstellen, und zwar so, dass jedes einzelne Mitglied der Gesellschaft sich als *Mitgestalter* bzw. „Mitautor“ (Habermas) der Gesellschaft verstehen kann. Dies ist kaum anders möglich als im Rahmen einer rechtsstaatlichen Demokratie, der einzigen politischen Organisationsform, die jedem „Subjekt“ Partizipation und die Einbringung seiner Interessen ermöglicht, die also die von Entscheidungen *Betroffenen* zugleich zu *Beteiligten* macht und ihnen dies in Form subjektiver Rechte garantiert. Demokratie wiederum ist nur denkbar als Verlängerung einer uneingeschränkt und frei agierenden Öffentlichkeit. Subjektive Rechte, Demokratie und Öffentlichkeit sind damit fundamentale Entsprechungen des Prinzips der Subjektivität auf der Ebene der Institutionen.

Hiermit verschiebt sich die Frage der „Identität“ einer Gesellschaft weg von der Orientierung an den Inhalten einer kulturellen Tradition hin zur Identifizierung mit einer Partizipation sichernden formalen organisatorischen Struktur, die diese Inhalte virtuell, wengleich niemals in Totalität, zur Disposition stellt. Dieses Modell kann sich nur als strukturell traditionsfrei verstehen, auch wenn es neue Üblichkeiten – solche zweiter Ordnung – generiert. Dies hat es aber nicht davor bewahrt, seinerseits der Abhängigkeit von einer bestimmten Kulturtradition, nämlich der abendländischen, verdächtigt zu werden. Die Form von Moderne, die sich auf Basis dieses Prinzips denken lässt, wäre dann ein als solches undurchschautes, sich nur als universal gerierendes Resultat griechisch-christlicher Kultur und für andere eine Zumutung. Besonders gälte dies für die Verallgemeinerung der Trias Demokratie, Freiheit, Menschenrecht – sie müsste als „geistiger Imperialismus“ (Franke) gebrandmarkt werden. Ob Wolfgang Franke tatsächlich so weit gegangen wäre, ist für mich nicht zu beantworten; jedenfalls läge es in der Konsequenz nicht nur seiner Argumentation. Es entspräche auch einer in der neueren Sinologie und verwandten Disziplinen in Reaktion auf den gedankenlosen Begriffsuniversalismus der früheren Jahrzehnte nicht selten zu findenden, freilich in den meisten Fällen nicht minder gedankenlosen Abwehrhaltung gegenüber dem „westlichen Kategoriensystem“.

Die Universalisierbarkeit der „westlichen“ Moderne zu bestreiten, ist allerdings keine Spezialität chinabezogener Sichtweisen, sondern Teil der Auseinandersetzung eben dieser Moderne mit sich selbst. Gerade im Westen ist die Annahme eines über allem Traditionellen stehenden historisch ungebundenen Subjekts durch die Postulierung historisch situierter Lebensformen vielfach in Frage gestellt worden; man denke etwa an den linguistischen Relativismus, den Historismus oder die hermeneutische Wende in der Philosophie. Hiermit würde auch das Prinzip der Subjektivität zu etwas Einzelgeschichtlich-Kontingentem, zum Reflex einer bestimmten Grammatik, zur Idiosynkrasie einer spezifischen Kultur, die ihr Herkommen nicht überwindet, sondern nur vergisst, und deren Verallgemeinerung in die Vergewaltigung anderer Lebensformen münden muss. Diese Wende steht in der direkten Nachfolge der Hegel'schen Denkfigur des „objektiven Geistes“. Sie führt in den Historismus der Geisteswissenschaften, nachdem das idealistische Korrektiv der „absoluten Idee“ ersatzlos gestrichen worden ist.

Unabhängig hiervon entfaltet das Subjektivitätsprinzip eine ambivalente Dynamik, die für sich ein Problem darstellt und die schon Hegel erkennt und unter Kontrolle zu bringen

versucht. Subjektivität eröffnet nicht nur den Spielraum moralischer und sozialer Freiheit und politischer Beteiligung, sondern kann auch den Spielraum für einen extremen Besitzindividualismus öffnen, der alles, auch die anderen Subjekte, der Zweck-Mittel-Rationalität unterwirft. Die Philosophie der beginnenden Moderne ist sich dieses Problems von Anfang an bewusst. Kants Versuch einer sich selbst bindenden Subjektivität in Form der autonomen Unterwerfung unter das kategorische Sittengesetz im Unterschied zu bloß hypothetischen, zweckrational bestimmten Imperativen ist eine der Antworten. Hegel selbst liefert eine andere, die weit tiefer in die von Subjektivität aufgelöst werdende Substanz zurückgreift, als seine Theorie der Moderne vermuten lässt. Als früher Kritiker des atomistischen Bildes vom Menschen beobachtet er die „entzweiende“ Auswirkung der freigesetzten Subjektivität auf die Gesellschaft – sie kann die zwanghafte organische Kohäsion der Welt, die sie zu Recht aufgelöst hat, nicht durch eine neue Bindung aus eigener Kraft ersetzen. Es entsteht das Bedürfnis nach „Versöhnung“, das Hegel zufolge nur durch die noch höhere Subjektivität des Staates befriedigt werden kann – was den Rückfall in die vormoderne korporative Ordnung bedeutet.

Vor diesem Hintergrund entzündet sich an der modernen Subjektivität immer wieder Kritik bis hin zum antimodernen Ressentiment. Es ist mir nicht klar, wo genau Wolfgang Franke hier steht, wenn er gegen Hegel die für die Moderne zentrale Trennung der „Sphären“ von Moral und Recht als aus chinesischer Sicht in Geschichte wie Gegenwart – immerhin die stalinistische Gegenwart der VR China! – „barbarisch“ bezeichnet und hierbei offenbar Verständnis für die chinesische Position zeigt. Auch bin ich mir nicht sicher, ob er die gravierende Implikation „Moderne“ überhaupt vor Augen hat – sie liegt allerdings auf der Hand und wird überdeutlich, wenn man, wie oben gezeigt, in Hegels Text weiterliest. Es dürfte Franke, anders als manchen seiner damaligen Fachkollegen, wohl fernegelegen haben, das alte China gegenüber dem in die Moderne hineingerissenen zu idealisieren. Er betrachtet den „Wunsch, im China vergangener Zeiten die Sehnsucht nach einer besseren Welt zu stillen“ vielmehr als das Pendant zur „verächtlichen Geringschätzung und Nichtbeachtung Chinas im Abendlande“ – beide haben für ihn „das gemeinsame Merkmal, dass sie einem aufgeschlossenen Verständnis für die aktuelle Gegebenheit entgegenstehen.“ (1962, 124) Hinter den „Idealen der Vergangenheit“ verbirgt sich für ihn „allzu viel hohler Schein“ (*Chinas kulturelle Revolution*, München 1957, 47). Gleichwohl bleibt sein merkwürdiger Einwand, Hegel habe einen richtigen, nach Hegels Verständnis in

die Vormoderne gehörenden Befund ungerecht bewertet, weil er den typischen „allein auf Europa ausgerichteten Standpunkt“ (1962, 119) vertrete. Hiermit lehnt Franke implizit den Maßstab der Moderne ab, mit dem sich in der Tat viele Europäer selbst schwer getan haben. Er schwankt zwischen den beiden Polen der Verteidigung der chinesischen Kultur und der Parteinahme für die umstürzlerischen Erneuerer Chinas. Er sieht nicht (oder verwirft?) die Möglichkeit, Tradition und Moderne durch die Erschließung der autochthonen chinesischen Ressourcen der Subjektivität miteinander zu verbinden und dabei zugleich der Kritik der Moderne Rechnung zu tragen. Der philosophische „Neu-Konfuzianismus“ des vergangenen Jahrhunderts ist, zumindest in Teilen, tatsächlich in diese Richtung gegangen, vielleicht nicht immer ohne Überziehungen auf der einen Seite und traditionalistische Selbstmissverständnisse auf der anderen, aber m.E. im Ganzen überzeugend. Vorherrschend ist aber der Versuch gewesen, eine vopolitische chinesische Identität unterhalb des Zugriffs moderner Reflexivität zu sichern bzw. zu konstruieren.

Wolfgang Franke hat den Versuch einer nachträglichen, sozusagen „anamnetischen“, das bereits Vorhandene in Erinnerung rufenden und zugleich kritischen Reformulierung des modernen Subjektivitätsprinzips mit chinesischen Mitteln nicht unternommen. Er hätte möglicherweise mit einem anderen Verständnis von Moderne sympathisiert, das sich auch in China selbst nicht geringen Zuspruchs erfreut: Nämlich mit der Postulierung einer alternativen, spezifisch chinesischen Moderne innerhalb einer Mehrzahl von *Modernen*, die sich von der westlichen durch ihr Aufrufen auf anderen Traditionen signifikant unterscheiden sollen und sich inkommensurabel zu deren Kategorien verhalten, zumal dem hier mit Hegel angesetzten Kriterium der Subjektivität. Diese Antwort der *multiple modernities*-Theorie gewinnt eine prima-facie-Plausibilität, wenn man die zerstörerische Energie vor Augen hat, die von einer ganz und gar verselbständigten, Tradition und Natur aufzehrenden Moderne des bisher bekannten Typs ausgegangen ist. Wenn Moderne zur bloßen „Furie des Verschwindens“ (Hegel, *Phänomenologie des Geistes, Die absolute Freiheit und der Schrecken*), zur Negierung alles mit ihr nicht Identischen, zur zwanghaften Wiederholung nur ihrer selbst und damit zum „Mythos“ wird (Th. W. Adorno, *Ästhetische Theorie, Gesammelte Schriften 7*, Ffm 1970, S. 41), liegt die Versuchung nahe, sie durch den Rückgriff auf die vielleicht noch unverbrauchte „Substanz“, die sie zur Auflösung bringen will, zu bannen (vgl. hierzu Negt 1988, 217ff.). Bietet die Theorie der *multiple modernities* eine solche Möglichkeit?

In Abkehr von Webers Annahme, die protestantische Ethik sei die alleinige kulturelle Quelle der Modernisierung, die dann die gesamte Welt unter ein und dieselbe Logik der Entwicklung gezwungen hat, stellt die Theorie der multiplen Modernen zunächst ein funktionalistisches Erklärungsmodell für die Herausbildung verschiedener Formationen „moderner“ Gesellschaften aus verschiedenen kulturellen Traditionen bereit. Im Falle Chinas sind dabei die von Parsons (*The Social System*, New York 1951, S. 58 ff.) in Anschluss an Weber aufgestellten Parameter für Modernisierung umgewertet worden: So werden etwa die „affektiven Wertorientierungen“, deren soziologischer Ort die Familie ist und die Parsons als dysfunktional für eine moderne Entwicklung ansah, nun als eine der Triebkräfte des chinesischen ökonomischen Booms identifiziert.

Mit der Theorie der multiplen Modernen ist eine neue Runde in der Debatte eröffnet worden, die in China seit den Schockerlebnissen des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, den verlorenen Opiumkriegen, der faktischen Kolonisierung des Landes und schließlich dem Untergang des Kaiserreiches geführt worden ist: der Debatte nämlich, wie sich China zu den Maßstäben der mit Gewalt eingedrungenen und sich als übermächtig erweisenden westlichen Kultur stellen soll. Eine der Antworten auf diese Frage war die erwähnte „radikale Verwestlichung“. Eine andere, frühere bestand darin, nur eine beschränkte, auf Industrie, Technik und Verwaltung reduzierte Form von Modernisierung zuzulassen und intakt zu halten, was als die kulturelle Identität bzw. Substanz (*ti*) Chinas verstanden wurde. Für Zhang Zhidong (1837-1900), einen der Protagonisten dieser Bemühungen, bestand die Substanz Chinas in der traditionellen Sozialstruktur, die durch die konfuzianische Ethik, wie er sie verstand, gestützt wurde. Im Kern dieser Ethik standen für ihn die (allerdings nicht im klassischen Konfuzianismus formulierten) „drei Bindungen“ (*san gang*): die Unterordnung des Untertanen unter den Herrscher, des Sohnes unter den Vater, der Frau unter den Mann. Damit wären auch die Demokratie, die Rechtsgleichheit der Generationen und die Gleichstellung der Geschlechter unchinesisch. Der Reformierung – man kann auch sagen: der Modernisierung – Chinas soll damit eine Grenze gezogen werden, die diesseits des „Prinzips der freien Subjektivität“ verläuft – „Selbstbestimmung“ (*zizhu*) kann es lt. Zhang Zhidong nicht geben. Freigegeben ist allerdings die technologisch-industriell-organisatorische Seite der modernen Entwicklung, gegen die die sozialen Beziehungen abgeschottet werden sollen.

Dieses Programm einer *halbierten Moderne* hat sich in China, begünstigt durch den Zwang zu einer nachholenden Entwicklung unter von außen diktierten, ungerechten und

damit ungünstigen Bedingungen, bis heute halten können – die Kombination einer weitgehend liberalisierten Wirtschaft und einer weitgehend illiberalen Politik kennzeichnete zunächst schon, bis zur Beendigung des Ausnahmezustandes in Taiwan, die Jahre der Republik und ist danach für die VR China bestimmend geworden. Es ist nun nicht mein Eindruck, dass die Theorie der multiplen Moderne dieses Schema sprengen würde – sie scheint ihm im Gegenteil zugleich eine kulturelle Erklärung und, nolens volens, eine kulturelle Legitimation zu liefern. Dies gilt zumindest für die starke Form dieser Theorie, die von Tu Weiming (Du Weiming) prominent vertreten wird. Tu ist Protagonist einer „chinesischen“ bzw. „konfuzianischen Moderne“, zu deren Kennzeichen ein harmonisches Verhältnis zur Natur, ein „weicher“ politischer Autoritarismus, rituelle statt rechtliche Beziehungen unter den Menschen, Gruppengeist, die zentrale Rolle der Familie als „reich texturierte natürliche Umgebung für das Erlernen des Wegs zum Menschsein“ (ein Anachronismus nicht erst in Zeiten der Ein-Kind-Politik!) und ein Verständnis von Zivilgesellschaft als Raum der Vermittlung zwischen Staat und Familie statt als autonomer Sphäre jenseits beider gehören (Tu, „Implications of the Rise of ‘Confucian’ East Asia“, *Daedalus* 129/1, 2000, Issue „Multiple Modernities“, 195-218). Hiermit soll es gelingen, die „Aufklärungs-Mentalität“, die Tu für die Überdrehungen der westlichen Moderne verantwortlich macht, zu bannen und ein symbiotisches Verhältnis zur Gemeinschaft, zur Natur und zum gesamten Kosmos zurückzugewinnen.

Es fällt schwer, für dieses Bild, das an die romantische Aufklärungskritik erinnert, ein empirisches Gegenstück in der Realität Chinas zu finden, es sei denn die schon von Zhang Zhidong als kultureller Kern einer chinesischen Moderne anvisierte Beschneidung des Subjektivitätsprinzips in Form der Verweigerung des Rechts auf politische Selbstbestimmung. So bleibt von der Moderne die ungebremsste Entwicklung der Ökonomie und der Technik, von deren Boom die Theorie ihren Ausgang nahm und von der sie in paradoxer Weise eingeholt wird. Die chinesische Moderne erweist sich, zumindest in ihrer bisherigen Form, als hybride Mischung aus Kapitalismus und Diktatur und damit nicht als Alternative zur westlichen, sondern als deren in doppelter Weise schlechtere Variante: Sie sanktioniert deren ökonomistische Schlagseite und verweigert zugleich die politische Freiheit.

Oskar Negt, der die Ausgangsfrage Frankes teilt, hat die Möglichkeit einer solchen Entwicklung schon Ende der 80er Jahre vorhergesehen: „Die in China institutionalisierten Abwehrstrukturen, von denen eine darin besteht, die eigene Geschichte desto weiter zu

öffnen, je stärker das Herrschaftsinteresse an der Behinderung der selbstkritischen Aufarbeitung der jüngsten Vergangenheit ist, binden und verzehren jedoch nicht nur die für das anspruchsvolle Modernisierungsprojekt einer Gesellschaft erforderlichen überschüssigen, wesentlich aus Freiheitshoffnungen kommenden Produktionsenergien. In ihnen steckt die vielleicht noch größere Gefahr, dass die auf kulturelle Veränderungen der Gesamtgesellschaft gerichteten Lernprozesse, ohne welche die Modernisierung den tödlichen Aspekt der Zerstörung behält, am Ende auf die Aneignung von technischen Verfahren, auf Organisationswissen und Ökonomisierung der Arbeit reduziert werden. Die Chancen sozialkultureller Lernprozesse, die in einer Gesellschaft bestehen, in der Planung und kollektive Entscheidungen eine die ökonomische Rationalisierung überschreitende Modernisierung der Lebensverhältnisse ermöglichen, sind nur zu nutzen, wenn politische Kommunikationsrechte öffentliche Ausdrucksmöglichkeiten des moralischen Freiheitsbewusstseins des gesamten Volkes schaffen.“ (Negt 1988, 103)

Negt bekennt sich hiermit im Unterschied zu den Anhängern der „multiplen Moderne“ uneingeschränkt zu den klassischen Kriterien, die allein „dem Selbstanspruch des Modernen“ gerecht werden: „Gleichheit, Freiheit, Autonomie“. (216) Allerdings möchte auch er den bisherigen „Pathologien der Modernisierungsprozesse“ nicht das letzte Wort überlassen. (146). Wie aber, so fragt er mit Hegel und Adorno, ist die „Furie des Verschwindens“, die in der Moderne am Werk ist und sie zum Mythos macht, zu bannen? (217 ff.) In seinem „Gedankenexperiment“ zu China sucht er nach der Chance, Traditionsbestände zu mobilisieren, die der Moderne einen anderen Weg weisen könnten als den bekannten, ohne kulturell hinter sie zurückzufallen: einen Weg in die fällige „solidarische und menschenwürdige Gestaltung moderner Gesellschaften“. Ihn treibt die Hoffnung, dass ein von der „Entwicklungslogik der europäischen Rationalisierung verschiedener Typus gesellschaftlicher Rationalität entsteht“, die „von der Herrschaftsform des Allgemeinen befreit ist“ (282). Die Möglichkeiten hierfür findet er in den autochthonen Strukturen fremder, länger unberührt gebliebener Lebenswelten außerhalb des Westens und zumal in China.

Was nun Negt als den „Eigensinn der chinesischen Verhältnisse“ zur Geltung bringen will, sind ausnahmslos Aspekte, die Hegel der „Substanz“ Chinas zugeschlagen hätte – ein Denken und Arbeiten nah an der Natur und am Besonderen, das Fehlen abstraktiven und quantifizierenden Kalküls und schon ein durch die Sprache geprägtes Weltbild, das den

„Ursprungszusammenhang mit den Gegenständen“ nicht kappt. Hieraus sollte sich eine „andere gesellschaftliche Vernunft entfalten“, die den Resultaten der europäischen Moderne gewachsen ist, ohne sich ihre Destruktivität einzuhandeln. Hier ergibt sich allerdings ein Problem: Man kann fragen, ob sich nicht nahezu alle der Negt'schen Motive in den Katalogen negativer Vorurteile finden, die Europa über China als seine historisch zurückgebliebene Gegenwelt angelegt hat. Wird also versucht, das Mythische der Moderne mit Bildern zu bannen, die diesem selbst entsprungen sind? Ist die Auseinandersetzung mit der westlichen Entwicklung auf dem Umweg über China ihrerseits nur ein Teil der westlichen Pathologien, und ist das Chinabild nur deren Negativabdruck? Und wäre so tatsächlich die immer noch ausstehende, in ihrer Mythisierung untergehende Einlösung des Emanzipationsanspruchs der Moderne zu gewährleisten oder zumindest offenzuhalten?

Ich lasse es dahingestellt sein, wie tragfähig die Negt'sche Utopie ist und wie seine Thesen heute, im Lichte der seitherigen Erfahrungen, sich für ihn darstellen mögen. Chinas Wirklichkeit dürfte jedenfalls weit näher an seinen Befürchtungen als an seinen Hoffnungen liegen. Gleichwohl verdienten seine Überlegungen eine ausführlichere Auseinandersetzung, die an dieser Stelle nicht geleistet werden kann. Hier nur so viel: Zum einen dürfte jeder Rückgriff auf „Substanz“, der nicht vom Versuch begleitet wäre, in der chinesischen Tradition auch den Elementen der Subjektivität nachzugehen oder diese aus anderen Quellen zu mobilisieren, Gefahr laufen, ins Fahrwasser einer „konservativen Regression“ (Negt 221) zu geraten. Damit entfällt allerdings auch die Möglichkeit, eine vom westlichen Typus grundlegend verschiedene chinesische Moderne anzusetzen. Zum andern aber dürfte eine weniger destruktive Form von Moderne und damit eine andere Zukunft in der Tat bedeuten, dass sich die Gegenwart in ein vermitteltes, erinnerndes statt allein negierendes, sozusagen „benjaminsches“ Verhältnis zum Vergangenen setzt. Hierfür liegt m.E. im Konfuzianismus tatsächlich ein Modell vor: nämlich die vielgescholtene „Pietät“ (*xiao*) gegenüber den Eltern, die nicht ohne Grund als Quelle der Versklavung durch alles Alte verschrien worden ist, die allerdings auch die umgekehrte Versklavung durch das Neue verhindern helfen könnte: Sie könnte nämlich zur Arbeit an einer Zukunft beitragen, die aus der Solidarität mit den vorangegangenen Generationen statt der „Zerstörung aller vorgegebenen Gehalte“ (Negt 219) lebt. Hierfür wäre die „Pietät“ allerdings von jenem Traditionalismus zu befreien, den sie historisch zweifellos – wenngleich durchaus nicht in völligem Einklang mit der antiken Ethik – befördert hat. Sie müsste, in den Kategorien Hegels, aus der „Substanz“ gelöst und zu

einem Element der „Subjektivität“ selber werden. Dies wiederum würde voraussetzen, der Subjektivität den Solipsismus auszutreiben, der in ihre Verselbständigung führt, und sie, wie es sich im Westen der Pragmatismus und die Diskursethik vorgenommen haben, *intersubjektiv* zu erweitern. Sie wäre also mit der Ko-Subjektivität der Mitglieder nicht nur der gegenwärtigen, sondern auch der künftigen und sogar der vergangenen Generationen zu verbinden, ohne in Hörigkeit zurückzufallen, sei es gegenüber dem Kollektiv, gegenüber der Tradition oder gegenüber dem Fetisch der Innovation. Dies würde zwangsläufig ein anderes Verhältnis zur Natur implizieren, weil *intergenerationelle* Gerechtigkeit verböte, für sich zu verbrauchen, was auch anderen zusteht – nicht nur den Nachgeborenen, sondern auch den noch lebenden Alten: Gerade im Namen der Pietät hat der Konfuzianismus den schonenden Umgang mit den natürlichen Ressourcen gefordert (H. Roetz, „Chinese ‘Unity of Man and Nature’: Reality or Myth?“, in: C. Meinert, Hg., *Nature, Environment and Culture in East Asia*, Leiden 2013, S. 28). Dies hat allerdings nicht verhindert – und auch das hätte eine Theorie der Moderne zu berücksichtigen –, dass das historische China, nicht erst das dem westlichen Einfluss unterliegende, seine Umwelt nachhaltig zerstört hat (ebd.).

Hiermit wäre ein Projekt umrissen, das nicht darauf hinausläuft, eine westliche und eine chinesische Moderne einander gegenüberzustellen, noch darauf, einen westlichen Irrweg mittels der noch lebendigen kulturellen Essenz Chinas zu korrigieren, sondern das von Herausforderungen und Chancen auf beiden Seiten ausgeht. Wenn es zur Gestaltung der Moderne der von Wolfgang Franke erhofften „Synthese zwischen China und dem Abendlande“ (1962, 126) bedarf, dann nicht im Sinne des hölzernen „Dialogs der Kulturen“, sondern im Sinne der Arbeit an einer geteilten Problemgeschichte.

China-Bilder, Erwartungen und Strategien deutscher Unternehmen seit Beginn der Öffnungs- und Reformpolitik

Helmut Janus

Ich möchte meinen Vortrag mit einer Geschichte beginnen. Wir sind im Jahr 1989, im September, also drei Monate nach Tiananmen. Ort des Geschehens ist die Zentrale der Deutschen Bank in Frankfurt. Dort hatten sich die führenden Köpfe der Bank versammelt, um über die Zukunft des China-Geschäfts zu diskutieren. Am Tisch saßen ein Mitglied des Vorstands und die Direktoren der Volkswirtschaftlichen und der Internationalen Abteilung. Ich war damals Leiter der Repräsentanz in Peking. Ich war eine Woche nach dem 4. Juni aus Peking ausgereist und danach nicht mehr an meinen Arbeitsplatz zurückgekehrt. Zusammengefasst war er der Meinung der Deutschen Bank, dass in China eine neue Kulturrevolution begonnen habe und auf Jahre keine Chinageschäfte mehr möglich seien. Dies sei unausweichlich, darüber müsse man nicht mehr diskutieren. Dies würde auch bedeuten, dass China seine Auslandsschulden nicht mehr bezahlen könne. Die Deutsche Bank werde sich kooperativ verhalten und eine Umschuldung konstruktiv begleiten.

In ähnlicher Form hatten sich Vertreter der Bank auch öffentlich in Interviews geäußert. Ich denke nicht, dass sie heute an ihre damalige Einschätzung erinnert werden möchten angesichts der Tatsache, dass China mit 3,4 Billionen Dollar der mit Abstand größte Nettogläubiger der Welt ist. Heute sind wir natürlich schlauer, und fairerweise muss man fragen, ob aus der damaligen Sicht die Prognose plausibel war. Ich erinnere mich noch, dass ich nach der Sitzung mit Kollegen gesprochen und die Ausführungen der leitenden Herren rundheraus als Blödsinn bezeichnet hatte. China hat schon in den achtziger Jahren monatlich Außenhandelszahlen veröffentlicht, und im September war klar erkennbar, dass volkswirtschaftlich das Tiananmen-Massaker keine nachhaltigen Auswirkungen gezeigt hatte. Die chinesische Handelsbilanz war 1989 negativ, aber mit deutlich sinkender Tendenz, so dass eine Rückkehr zu einer positiven Handelsbilanz erkennbar war. Außerdem hatten nach dem 4. Juni nur ganz wenige Banken ihre Kreditlinien für China gesperrt. Im September war es absolut klar, dass China sich auf dem internationalen Kapitalmarkt problemlos finanzieren konnte.

Nebenbei bemerkt hat diese Einschätzung der Lage der Deutschen Bank ihre bis dahin führende Position in China gekostet und erheblichen Schaden in Form entgangener Geschäfte zugefügt. Beim Ausbau eines eigenen Filialnetzes wurde der Rückstand erst Jahre später aufgeholt. Allerdings muss man sehen, dass auch heute noch ausländische Banken in China nur eine marginale Rolle spielen und weniger als 2% Marktanteil besitzen. Für Industrieunternehmen, zum Beispiel die Automobilindustrie, hatte das China-Engagement eine wesentlich größere Bedeutung. Darauf komme ich noch zu sprechen.

Ein Aspekt dieser Geschichte ist auch, dass politisch-moralische Fragen überhaupt keine Rolle gespielt haben. Mögliche Sanktionen waren kein Thema. Es ging ausschließlich um die wirtschaftlichen Folgen der Ereignisse. Wenn wir heute über China-Bilder sprechen, stellt sich die Frage, wie es eigentlich zu so einer Fehleinschätzung kommen konnte. Waren es Fehler einzelner Personen? Wenn ja, wie konnte dann eine Organisation wie die Deutsche Bank trotz ihrer ökonomischen Kompetenz einer solchen Fehleinschätzung folgen? Oder herrschten allgemein falsche Vorstellungen über China in Wirtschaftskreisen? Wären bei anderen Ländern ähnliche Fehler möglich? Hat sich seither etwas geändert oder gibt es immer noch besondere Probleme, die wirtschaftliche Entwicklung Chinas zu analysieren und daraus Entscheidungen abzuleiten? Welche China-Bilder gibt es heute in Wirtschaftskreisen? Ich möchte diesen Fragen nachgehen, indem ich typische Fehler und Missverständnisse bei der Deutung chinesischer Realitäten auf verschiedenen Ebenen beleuchte, der interkulturellen Ebene, der politisch-moralischen Ebene und schließlich der technokratisch-praktischen Ebene.

Gibt man das Wort „China“ in die Suchfunktion bei Amazon ein, erscheinen unter den ersten fünf Titeln der „Fettnäpfchen-Führer“, der „China-Knigge“ und die „Gebrauchsanleitung China“. Es scheint also eine ganz hohe Bereitschaft zu geben, kulturelle Differenzen zu erkennen und sich in China bloß nicht falsch zu verhalten. Dieser Eindruck wird unterstützt, wenn man sich einmal ansieht, welche Vielzahl an interkulturellen Seminaren angeboten wird und wie viele Trainer und Berater in diesem Feld unterwegs sind. Man kann es ja durchaus als positiv ansehen, wenn in Wirtschaftskreisen, an die sich diese Angebote ja richten, eine große Bereitschaft zu lernen besteht. Es ist aber auch ein Zeichen von Unsicherheit und fehlendem Selbstbewusstsein. Das China-Bild ist hier die Angst vor dem großen rätselhaften China. Ich möchte in diesem kompetenten Kreis keine Diskussion über

kulturelle Unterschiede führen, ich möchte nur meine persönliche Einschätzung geben, dass es in diesen Vorträgen und Büchern nur so von Banalitäten und Verallgemeinerungen bis hin zu Fehlern und auch gefährlichen Positionen strotzt. Ich bezweifle gar nicht, dass es in China andere kulturelle Traditionen und kulturell geprägte Verhaltensweisen gibt. Nur, wie soll man daraus praktische Anleitungen zum Umgang mit „den Chinesen“ ableiten? Heutzutage ist jeder Mensch dieser Welt durch seine individuelle Bildungsbiographie, durch regionale Aspekte, lokale und internationale Medien, berufliches Umfeld und seine individuellen Neigungen und Beschäftigungen geprägt. Auch in China hat der jugendliche städtische Internet-Junkie wenig gemeinsam mit einem älteren Parteifunktionär in Peking. Will man daraus das spezifisch „Chinesische“ destillieren, bleibt meist wenig mehr als Essen mit Stäbchen und das beidhändige Überreichen der Visitenkarte. Schon gängige Gegenüberstellungen wie Individualität und Kollektivität, wobei Chinesen natürlich viel weniger Individualität besitzen, sind in der Praxis äußerst problematisch. Ein anderes Beispiel für solche Begriffspaare ist das angeblich geradlinige westliche Denken gegenüber dem assoziativ-nichtlinearen Denken der Chinesen. Dies wird oft grafisch dargestellt. Dann wird das westliche Denken durch gerade Linien, möglichst noch mit Pfeilspitzen symbolisiert, während chinesisches Denken einem Wollknäuel gleicht. Das mag jetzt eher amüsant sein, aber von solchen Klischees ist es nur ein schmaler Grat zum nackten Rassismus, den ich leider auch in Ausländerkreisen in China reichlich erlebt habe.

Ich selbst habe vier Jahre in China ein Unternehmen mit 250 Mitarbeitern geleitet, in dem meine Frau und ich die einzigen Ausländer waren. Ich habe dabei das gesamte Spektrum an menschlichen Charakteren und Denkmustern erlebt. Sehr oft haben auch Chinesen mir versucht, die Chinesen zu erklären, mit Sätzen, die beginnen: „Wir Chinesen“ bzw. „women zhongguoren....“. Meist handelte es sich dabei um einen geschickten Ansatz, Kritik vorzubringen, aber nicht unbedingt die Chinesen zu erklären. Meine Einstellung war immer die, dass es gute und intelligente Lösungen oder schlechte Lösungen gibt, aber keine „westlichen“ oder „chinesischen“. Mir fällt es jedenfalls immer schwerer, den Chinesen bestimmte Attribute anzuhängen oder sie in bestimmte Kategorien einzusortieren.

Auf der politisch-moralischen Ebene stellen sich Fragen wie: Sollen zur Durchsetzung politischer Ziele, z.B. Beachtung der Menschenrechte, wirtschaftliche Vorteile geopfert werden? Benötigen Unternehmen die Unterstützung durch die Politik zur Erlangung von

Aufträgen? Ist politisches Wohlverhalten Voraussetzung für wirtschaftlichen Erfolg? Für das einzelne Unternehmen sieht die Perspektive anders aus. Muss ich mich an Gesetze halten, auch wenn chinesische Wettbewerber dies nicht tun? Welche sozialen und Umweltstandards gelten in meinem Unternehmen? Oder gehe ich gerade deshalb nach China, weil dort niedrigere Standards gelten und ich dadurch Kostenvorteile erziele? Wie gehe ich mit Korruption um? Auch hier zeigt das Verhalten der Unternehmen, welche China-Bilder vorherrschen. Auffällig ist hier, dass Unternehmen, die sonst die Politik schnell kritisieren, im Chinageschäft bewusst die Nähe zur Politik suchen. Politiker werden von Wirtschaftsdelegationen begleitet. Jeder Besuch der Kanzlerin muss durch spektakuläre Vertragsunterzeichnungen begleitet werden. Alle Beteiligten wissen, dass es sich dabei um Theater handelt, spielen aber willig mit. Es herrscht ein breiter Konsens, dass in China die Rolle der Politik viel stärker als in anderen Märkten ist. Dies führt sogar so weit, dass sich einige Wirtschaftsführer bewusst anbieten und durch überschwängliches China-Lob versuchen, Vorteile für ihr Unternehmen zu gewinnen. Typische Vertreter dieser Gattung waren der ehemalige Siemens-Chef von Pierer oder der ehemalige Infineon-Chef Schumacher. Durch die Konflikte dieser Herren mit ihrer Corporate Governance ist auch die laute China-Fraktion etwas ruhiger geworden, aber trotzdem gibt es dieses Verhalten noch. Es ist eine Tatsache, dass in China wie auch anderswo Großaufträge politisch vergeben werden. Ich bin dennoch der Meinung, dass der Einfluss der Politik auf die Wirtschaft überschätzt wird, ganz besonders für kleine und mittlere Unternehmen. Man muss sich klar darüber sein, dass es schon seit Beginn der Öffnungspolitik möglich war, individuell chinesische Unternehmen anzusprechen und Geschäfte abzuschließen. Natürlich war dies anfangs äußerst mühsam, wurde aber mit der Zeit wesentlich einfacher. Für die überwiegende Zahl aller wirtschaftlichen Kontakte gilt heute, dass sie sich zwischen Unternehmen abspielen. Damit liegt die wirtschaftliche Verantwortung für Erfolg und Misserfolg bei den Unternehmen selbst. Die Unternehmen können einerseits nicht die Politik verantwortlich machen, sollten dann aber auch nicht wegen ihres China-Engagements politisch kritisiert werden.

Dieses Spannungsfeld illustriert sehr gut der Fall des Unternehmers Vietz, der vor drei Jahren große Wellen in der China-Berichterstattung geschlagen hat. Herr Vietz ist auf Veranstaltungen aufgetreten, um vor Naivität und Leichtgläubigkeit im Chinageschäft zu warnen, und auch für den Spiegel war er ein Kronzeuge seiner Titelgeschichte, nach der die

Chinesen systematisch die deutsche Wirtschaft ausspionieren. Vietz ist ein mittelständisches Unternehmen, das Maschinen für den Pipelinebau herstellt und diese auch nach China verkauft hat. 2004 wurde ein Joint Venture mit einem chinesischen Partner gegründet, mit dem man sich kurz darauf zerstritten hat. Der Vorwurf war, dass die Vietz-Produkte durch den Partner illegal kopiert wurden. In der Darstellung von Vietz war dieses Verhalten politisch gewollt und vom Staat gesteuert. Ich kann hier nicht in alle Einzelheiten des Falls gehen. Ich selbst kenne auch nur die öffentlich zugänglichen Quellen im Internet. Mein Eindruck war aber, dass es sich hier um individuelle Kriminalität von Mitarbeitern gehandelt hat. Es waren Naivität und Managementfehler, die dazu geführt hatten, dass viel zu spät gehandelt wurde. Die große politische Welle, dass hier der chinesische Staat systematisch spioniert hat, war nach meiner Einschätzung letztlich nur aufgebauscht.

Nach meiner Erfahrung werden die meisten Fehler auf der praktisch-technokratischen Ebene gemacht. Kulturelle oder politische Faktoren werden schnell überbewertet, und oft fehlt es an der soliden handwerklichen Vorbereitung eines China-Engagements. Dazu gehört eine realistische Markteinschätzung, die genaue Prüfung von potentiellen Kunden, Lieferanten und Kooperationspartnern, eine solide Planung und die Beurteilung der eigenen Ressourcen. An sich sind das Selbstverständlichkeiten, aber hier erschrecke ich oft, wie blauäugig viele Unternehmen nach China gehen, aber vermutlich auch in andere Märkte.

Zugestehen muss man, dass der Wandel sich in China sehr schnell vollzogen hat und damit die Rahmenbedingungen sich sehr stark verändert haben. Hier würde es den Rahmen sprengen, den Ablauf der Reformpolitik in einzelnen Phasen und die jeweiligen Reaktionen der deutschen Unternehmen darzustellen. Allgemein gilt aber, dass die chinesischen Reformen sich immer um das Verhältnis von Staat und Markt gedreht haben und ausländischen Unternehmern aber auch Wissenschaftlern und Beratern das Verständnis dafür gefehlt hat, wie man hier in verschiedenen Regionen und Sektoren ganz unterschiedlich vorgehen und ein Nebeneinander verschiedener Systeme zulassen kann.

Ich möchte die Entwicklung der letzten fast dreißig Jahre am Beispiel des Unternehmens Shanghai Volkswagen aufzeigen, an dem sich nicht nur die Reformschritte darstellen lassen, sondern auch die sehr kontroversen Reaktionen anderer Unternehmen. Als Shanghai Volkswagen 1985 gegründet wurde, war es ein Fremdkörper in der damals herrschenden staatlichen Planwirtschaft. Von chinesischer Seite war man bereit, dem Unternehmen eine

Behandlung wie ein Staatsunternehmen und damit auch viele Privilegien einzuräumen, während VW akzeptieren musste, dass wesentliche Entscheidungen nicht durch das Unternehmen selbst getroffen werden konnten. Es existierten zum Beispiel keine Vertriebsstrukturen, über die man die Autos verkaufen konnte. Es wurde eine ausschließlich von der chinesischen Seite kontrollierte Vertriebsgesellschaft gegründet. Dafür erhielt das Unternehmen Shanghai VW eine Abnahmegarantie für sämtliche Fahrzeuge. Da der chinesische Markt durch hohe Zollmauern vom Weltmarkt abgegrenzt war, konnte man die Preise beliebig festlegen und auch mit geringen Stückzahlen die hohen Investitionen einer Automobilfertigung amortisieren. Der Santana kostete damals ungefähr doppelt so viel wie das technisch verbesserte Nachfolgemodell, der Passat, in Deutschland. Mit dieser Konstruktion hat VW von Anfang an hohe Gewinne in China erzielt. Ein wesentlicher Vorteil für VW war auch die Einbeziehung in das chinesische System der Devisenquoten. Dadurch konnte VW zum offiziellen Wechselkurs in China Devisen kaufen, was einen enormen Kostenvorteil bedeutete. Angesichts dieser Situation erstaunt es, dass VW in der deutschen China-Berichterstattung jahrelang extrem kritisch gesehen wurde. Der Vorwurf lautete immer, dass sich VW auf unübersehbare Risiken eingelassen habe und die chinesischen Bedingungen nicht hätte akzeptieren dürfen. Von chinesischer Seite wurde Shanghai VW immer als Erfolg dargestellt, es gab aber auch Kritik an der zu langsamen Lokalisierung der Zulieferungen und der nicht schnell genug steigenden Stückzahlen.

Interessant ist, dass andere deutsche Automobilhersteller, insbesondere Daimler und BMW, bestimmt ähnliche Möglichkeiten wie VW gehabt hätten, diese aber nicht ergriffen. Nicht nur für die großen Unternehmen war der chinesische Markt eine „Black Box“, deren inneres Funktionieren man nicht verstehen wollte oder musste. Die Importe und Exporte liefen über die nationalen Außenhandelsgesellschaften, und die sollten gefälligst deutsche Produkte einkaufen.

Viele Unternehmen haben in dieser Zeit die Reformen nicht zur Kenntnis nehmen wollen, und das obwohl die zweite Hälfte der achtziger Jahre in jeder Hinsicht – wirtschaftlich, kulturell und auch politisch – die interessanteste und radikalste Umbruchzeit war, die dann durch die Tiananmen-Ereignisse jäh gestoppt wurde. In diese Jahre fallen die regionalen Experimente mit Wirtschaftssonderzonen, aber vor allem die Zulassung freier Märkte neben den weiter bestehenden alten Systemen. Ich nehme an, viele von Ihnen, die damals schon in

China waren, erinnern sich an die FEC's, die Foreign Exchange Certificates, die man fast zum Doppelten des offiziellen Kurses in lokale RMB umtauschen konnte. Vergleichbare Doppelstrukturen gab es für alle wichtigen Rohstoffe. Es waren natürlich privilegierte Chinesen, aber auch viele Unternehmer aus Hongkong und Taiwan, die in dieser Zeit riesige Profite machen konnten aus der Verschiebung von Produkten aus dem offiziellen Niedrigpreissektor in die freien Märkten, wo deutlich höhere Preise gezahlt wurden.

Es ist verständlich, dass deutsche oder auch insgesamt westliche Unternehmen sich nicht an diesem Spiel beteiligen wollten. In der ersten Hälfte der neunziger Jahre verschwanden dann auch diese Möglichkeiten wieder, als die Zweiteilung der Märkte verschwand und sich überall die Marktpreise durchsetzten bzw. der Staat nicht mehr über direkte Kontrollen, sondern indirekt als Marktteilnehmer das Preisniveau kontrollierte. Auch für VW ging die Zeit der billigen Devisen und des garantierten Absatzes damit zu Ende, aber inzwischen war die Marktposition so stark und der Wettbewerb so schwach, dass es auch ohne Privilegien hervorragend weiterlief.

Das chinesische Joint-Venture-Gesetz war schon 1978 erlassen worden, aber in den achtziger Jahren gab es neben VW nur ganz wenige Unternehmen, die sich darauf einließen. Es herrschten einfach Unkenntnis, Angst und vielleicht auch falscher Stolz vor. Der Joint-Venture-Zug kam erst 1992 und 1993 ins Rollen, als wiederum VW seine Zulieferer nach China zog. Wer damals einstieg, war in der Regel auch wirtschaftlich erfolgreich. Trotzdem drehte sich die allgemeine Stimmung sehr stark gegen die Joint Ventures, da die Partner in den meisten Fällen staatliche Unternehmen waren, die sich bereits auf dem absteigenden Ast befanden und versuchten, ihre Probleme bei den Partnern abzuladen. Welche Joint Ventures erfolgreich waren, hing insbesondere von der Branche ab. Für die deutsche Industrie stand ganz klar die Automobilzulieferbranche im Vordergrund. Angetrieben durch VW, die 1991 ihr zweites Unternehmen zusammen mit FAW in Changchun gegründet hatten, und die weiteren internationalen Automobilhersteller bestand hier ein stark wachsender Markt, in dem chinesische Wettbewerber aufgrund technologischer Rückständigkeit noch nicht aktiv waren. Erfolgreiche Projekte gab es auch in der Chemie, im Maschinenbau und in der Elektroindustrie. Bei den in den neunziger Jahren gegründeten Unternehmen waren die Partner in der Regel chinesische Staatsunternehmen, darunter auch viele kleinere und mittlere, die in den chinesischen Reformstrudel gerieten und Ende der neunziger Jahre

privatisiert wurden. Dadurch kam es auch in vielen Joint Ventures zu Konflikten, die oft nur durch Trennung vom Partner gelöst werden konnten. Die Unternehmen wurden dann meist als Wholly Foreign Owned Enterprise oder WFOE weitergeführt. In Deutschland herrschte Ende der neunziger Jahre eine heftige Abneigung, wenn nicht sogar eine Phobie gegen Joint Ventures, die nach meiner Einschätzung übertrieben war.

Das Gegenmodell zum Joint Venture wurde das WFOE. Statt mühsamer Verhandlungen mit einem Partner ging der Weg zu dieser Unternehmensform über eine der zahllosen Industriezonen, die ausländische Unternehmen umgarnten und eine Rundumbetreuung mit einer passenden Immobilie und der Abwicklung aller Formalitäten anboten. Es gibt keine aussagekräftigen Statistiken über die jeweiligen Erfolge der Unternehmensformen, aber nach meiner Einschätzung war die Zahl der Fehlschläge unter den WFOE's deutlich höher. Darüber wurde nur sehr viel weniger gesprochen, da man keinen chinesischen Partner mehr verantwortlich machen konnte.

Es mag paradox klingen, aber in dem Maße, wie die chinesische Regierung den Forderungen der ausländischen Regierungen und auch Unternehmen entgegengekommen ist, das heißt durch ein immer weiter ausgebauten Rechtssystem, Öffnung von vorher geschlossenen Branchen, Ausweitung von Handelsrechten und Gleichbehandlung mit chinesischen Unternehmen ist das Chinageschäft für die meisten Unternehmen sehr viel schwieriger geworden.

Ein maßgeblicher Grund hierfür ist die enorm gestiegene Wettbewerbsfähigkeit der chinesischen Unternehmen. Zum einen gab es bereits in den neunziger Jahren Neugründungen von Privatunternehmen, insbesondere in Zhejiang. Hinzu kamen Kollektivunternehmen, die faktisch bereits unter privater Kontrolle standen, und schließlich Ende der neunziger Jahre die große Welle der Privatisierungen von Staatsunternehmen. Diese Unternehmen haben sich sehr schnell technologisch und administrativ verbessert und zu internationalen Wettbewerbern aufgeschlossen.

Interessant ist hier der Blick auf die ganz unterschiedliche Entwicklung von Shanghai und der Nachbarprovinz Zhejiang. Shanghai war immer im Fokus der deutschen Wirtschaft. Die Hochhäuser und Hochstraßen symbolisierten geradezu die Dynamik und den Wandel in China. Dabei ist übersehen worden, dass das Wachstum Shanghais gerade nicht durch marktwirtschaftliche Reformen und dynamische Unternehmen angetrieben wurde, sondern

Shanghai eher ein Symbol für den chinesischen Staatskapitalismus ist. Privates Engagement wurde eher verdrängt, und die gut vernetzte Shanghai-Fraktion in der chinesischen Führung sorgte dafür, dass im Gegensatz zu den Jahrzehnten vor der Reformpolitik massiv staatliche Mittel aus anderen Regionen nach Shanghai umgeleitet wurden. In Zhejiang hat sich dagegen ohne staatliche Zuschüsse – überwiegend durch Loslassen und Privatisierungen – eine enorme Wirtschaftsdynamik entwickelt. Ich empfehle Ihnen, sich einmal im Konsumgütermarkt von Yiwu umzusehen. Die Stadt liegt ca. 200 Kilometer südlich von Hangzhou und ist eine permanente Messe mit mehreren zehntausenden Händlern. Von hier aus gehen preiswerte Konsumgüter nach ganz China und in die ganze Welt, vornehmlich in die ärmeren Länder Zentralasiens und Afrikas.

Mein Eindruck ist, dass viele deutsche Unternehmen diese fundamentalen Umbrüche und auch die daraus entstandenen Chancen weitestgehend verschlafen haben. Es gibt in Zhejiang nur verhältnismäßig wenige Industrieunternehmen mit deutschem Kapital. Die Exportindustrie wird überwiegend von Investoren aus Hongkong und Taiwan kontrolliert. Erst in den letzten Jahren haben deutsche Unternehmen zunehmend Zhejiang als Beschaffungsmarkt erkannt.

Ich möchte noch einmal zurückkommen auf die Entwicklung von VW in China. Heute spielt für die Beschaffungsaktivitäten von VW die Rechtsform und Kapitalherkunft der Zulieferer keine große Rolle mehr. WFOE, Joint Venture oder chinesisches Privatunternehmen, letztlich entscheiden Preis und Qualität. Immer mehr chinesische Unternehmen erreichen auch ohne ausländische Partner das geforderte Qualitätsniveau und bieten dann praktisch immer zu Preisen an, bei denen ausländisch investierte Unternehmen aufgrund ihrer höheren Kosten nicht mehr mitbieten können. Für VW, die Zulieferer und auch viele Unternehmen anderer Branchen gilt heute, dass der Wettbewerb enorm zugenommen hat. Das drückt auf die Margen, und die Zeiten schneller Gewinne sind vorbei. Das enorme Wachstum der letzten Jahre hat dafür gesorgt, dass trotzdem noch gut verdient wird. Die sich abschwächende Konjunktur wird es vielen Unternehmen deutlich schwieriger machen.

Ich habe mich bis jetzt im Wesentlichen damit befasst, wie individuelle Unternehmen auf Rahmenbedingungen und Veränderungen reagieren, wie erfolgreich sie dabei sind und welche Fehler sie machen. Unternehmen agieren aber auch öffentlich im politischen Raum und gemeinsam durch ihre Interessenvertretungen. In Peking ist das zum Beispiel die

Europäische Handelskammer, die sich regelmäßig zu wirtschaftspolitischen Fragen äußert, zuletzt in einem Positionspapier 2012/2013, das auf deren Website veröffentlicht wurde. Zusammengefasst lautet die Hauptthese, dass das chinesische Wachstumsmodell in den vergangenen dreißig Jahren sehr erfolgreich war, heute aber an seine Grenzen stößt und die chinesische Wirtschaftspolitik sich ändern muss. Die Forderungen an die chinesische Regierung lauten:

- Aufhebung der Marktzugangsbeschränkungen für ausländische Unternehmen
- Gleichbehandlung bei öffentlichen Aufträgen
- Kein erzwungener Technologietransfer
- Gleicher Zugang, auch für die ausländischen Unternehmen, zu Finanzierungen und staatlichen Subventionen
- Durchsetzung der bestehenden Gesetze in gleicher Weise für alle Unternehmen
- Keine Diskriminierung durch technische Standards

Alle diese Forderungen klingen zunächst einmal gut und entsprechen dem herrschenden marktwirtschaftlichen Kanon. Zu denken gibt mir nur, dass diese Punkte alle nicht wirklich neu sind und in ähnlicher Form auch schon vor mehr als zwanzig Jahren an die chinesische Führung gerichtet wurden. China hat sich ganz bewusst gegen die westlichen Ratgeber entschieden und einen Weg des Tastens und Probierens eingeschlagen, der in der volkswirtschaftlichen Literatur nicht vorgesehen war. Ob es einfach eine Frage des Zeitpunkts ist, d.h. vor dreißig Jahren die Voraussetzungen nicht bestanden haben, aber heute bestehen, bezweifle ich. Ich meine, dass die chinesische Führung eisern am Machtanspruch der Partei festhält und dieser sich ganz klar auch auf die Wirtschaft erstreckt. Die Instrumente haben sich sehr stark verändert. In weiten Bereichen überlässt China die Steuerung der Wirtschaft dem Markt, hält aber weiter an einer staatlichen Kontrolle der Schlüsselsektoren, insbesondere des Finanzwesens, fest. Insofern wird hier die Forderung nach der reinen Marktwirtschaft genauso ins Leere laufen wie auf der politischen Ebene die Forderung nach einer parlamentarischen Demokratie.

Und damit bin ich zum Schluss meines Vortrags bei dem China-Bild, das ich mir von den Unternehmern und anderen beteiligten Personen aus der Wirtschaft wünsche. Wenn ich als Unternehmen in China Geschäfte mache, muss ich meine grundsätzlichen Meinungen nicht

verheimlichen. Ich kann mich durchaus für ein demokratisches System und für eine soziale Marktwirtschaft aussprechen. Ich wünsche mir sehr viel mehr Selbstbewusstsein, keine Verunsicherung und keine Angst vor interkulturellen Fettnäpfchen. Ich wünsche mir ein besseres Verständnis der politischen und wirtschaftlichen Entwicklungen und dass einfach weniger handwerkliche Fehler gemacht werden. Wer nach China geht, soll sich nicht von den großen Zahlen Chinas vernebeln lassen und wie überall auf Vorsicht und solide Planung setzen. Meine einfache Empfehlung an deutsche Wirtschaftsvertreter ist es, über China zu lesen und zu lernen und sich mit voreiligen Meinungen zurückzuhalten. Dies wäre der einfachste und beste Weg zum Verständnis einer anderen Geschäftskultur.

Impressum

Organisation

Sektion Geschichte und Philosophie Chinas

Fakultät für Ostasienwissenschaften

Ruhr-Universität Bochum

Initiative

Peter Franke

Förderung

Fritz-Thyssen-Stiftung